

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

3. Heft

März 1929

4. Jahrgang

Selbstzeugnisse Lessings

„Sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer besseren Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nötig haben wird; da er das Gute tun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehemals bloß heften und stärken sollten, die inneren besseren Belohnungen desselben zu erkennen.“

*

„Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.“

Naturmythos und Kulturgegestaltung

von P. Krannhals

Wie der Landmann die ausgenutzten Schollen umwendet, um den Boden für die neue Saat zu bereiten, so beginnt uns jetzt das Schicksal innerlich umzuwenden, die in der Zivilisation erstarrten Formen der Kultur zu lösen und so den Nährboden für eine neue Kultur zu schaffen. Diese Wende der Zeit ist insbesondere Hinwendung zum Leben und seinen begrifflich nicht erfassbaren Werten. Uralte Instinkte in uns bäumen sich auf gegen die fortschreitende Beherrschung und damit Zersekung des Lebens durch den mechanisierenden Verstand; sie fordern, daß er, der durch Jahrhunderte seiner Herrschaft mehr und mehr befestigte, wieder Diener sei des Lebens, das sich seine Gesetze selbst gibt. Diese Hinwendung zum Leben ist für uns im Grunde nichts anderes als eine Wiederbesinnung auf uns selbst, auf den irrationalen Kern unseres Wesens. Denn mag man auch mit gewissem Recht Naturbeherrschung und Naturbeseelung als die beiden Wesenspole des Deutschen bezeichnen, so tritt doch unsere Eigenart um so ausgeprägter zutage, je stärker die im Gefühl wurzelnde Naturverbundenheit betont wird. Aus ihr spricht das uralte mythische Bewußtsein der Einheit alles Lebens, das der naturbeherrschende Verstand erst zerstören mußte, um selbst über das Leben triumphieren zu können. In dem einzigartig intensiven Gegenspiel dieser Gemütskräfte — hier der trennende, auf Naturbeherrschung zielende Verstand, dort das einende, Naturbeseelung heischende Gefühl — offenbart sich der dynamische Charakter der deutschen Seele, eine Stärke der inneren Spannung, wie sie die Geschichte keines anderen europäischen Volkes aufweist. Aber diese Spannungen sind lebensnotwendig, ja, der Mutterschoß aller schöpferischen Kultur, solange sich die Gemütskräfte im lebendigen Gleichgewicht befinden. Die Kultur erstarrt aber zur Zivilisation, wenn der Verstand dieses lebende Gleichgewicht zerstört, wenn er die im Gefühle wurzelnden Lebenswerte mißachtet. Wir befinden uns heute in jenem Zustande sich vollendender Zivilisation, aus dem nur die Wiederherstellung des lebendigen Gleichgewichts zwischen den rationalen und irrationalen Kräften, zwischen Naturbeherrschung und Naturbeseelung, zu einer neuen Kultur führt.

Die ursprüngliche mythische Naturverbundenheit hat uns die Aufklärung durch den Verstand für immer genommen, ja, wir möchten sie auch nicht wieder zurückwünschen — wie manche völkische Phantasten mit ihren Versuchen der Wiederbelebung des Wodankultus usw. Wohl aber fordert die Wende der Zeit eine der deutschen Art gemäße, für sie lebensnotwendige Naturverbundenheit, die nicht im Widerspruch zur heutigen Erfahrung steht, sondern gerade durch dieselbe noch mehr vertieft und verinnerlicht wird. Der große Künstler hat diese Naturnähe in allem Wechsel der Zeiten nie verloren. Ja Phänomene wie Böcklin, Richard Wagner u. a. zeigen ihre Existenzmöglichkeit auch inmitten der Herrschaft einer mathematisch-naturwissenschaftlichen Geistesrichtung.

Dieser Gedanke liegt auch in einem kürzlich unter dem Titel „Urgut der Menschheit“ erschienenen Buch von Emil Lucka zugrunde (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Im ersten Teil desselben entwirft Verfasser ein lebendig-anschauliches Bild der mythischen Welt, schildert, wie sich das tiefe Gefühl von der Einheit alles Lebens als Urgut der ganzen Menschheit offenbart. „Die mythische Welt ist die Welt des beseelten und gestalteten Seins, ihre Voraussetzung ist das Gefühl von der Einheit des Lebens, der inneren Gleichartigkeit von Mensch, Tier, Baum, Fluß und Fels. Eine Sprache reden die Geschöpfe und die Elemente, in einem Blutkreis sind sie beschossen. Zu allen Tieren, zu allen Gewächsen, zu Wasser, Feuer, Erde und Stein geht Frigg, nimmt jedem Wesen den Schwur ab, daß es den Frühlingsgott Balder nicht verletzen werde. Es ist eine Welt tiefer Vertraulichkeit, aber auch tiefer Unheimlichkeit, Liebe waltet zwischen Mensch und Naturwesen, aber auch Feindschaft und Furcht — niemals ist eines dem anderen gleichgültig.“ (S. 56.)

Jene schöpferische Urkraft mythischen Allgefühls kannte noch keine Gegenstellung von Mensch und Natur, keine in der Unterscheidung von Subjekt und Objekt ruhende „Betrachtung“, die Schopenhauer als das erste liberale Verhältnis des Menschen zu dem ihn umgebenden Weltall bezeichnet. Freiheit, als Gegenpol der Naturnotwendigkeit, schuf erst der erwachende Verstand, der jene natürliche Einheit durch künstliche Abstraktion zerstörte. Es liegt nicht im Plane dieses Aufsatzes, die überaus mannigfaltigen Formen des alten Mythos aufzuzeigen, die bei allen Völkern in analoger Weise das Gefühl von der inneren Einheit alles Bestehenden, der Bluts- und Seelenverwandtschaft aller Wesen einschließlich der beseelten gedachten Elemente offenbaren. Wesentlich ist hier vielmehr die Frage, warum mythische Naturverbundenheit gerade heute als kulturbildender Faktor lebendig wirksam sein kann. Zwar: „Der alte Mythos mußte durch das Denken überwunden werden — insoweit hat die landläufige Ansicht recht. Aber so unentbehrlich das Denken ist, es hat nicht das letzte Wort der Menschheit zu sprechen, wie es auch das erste nicht gesprochen hat. Es ist ein mittleres Stadium. Eine neue höhere Einheit aus mythischem Fühlen und entfaltetem Denken kann gewonnen werden.“ (Lucka, S. 132.) Die Möglichkeit solcher Einheit hat der Sinn der Existenz Goethes erwiesen. Ja, beruht nicht schließlich alle schöpferische Kultur auf einer dem ursprünglichen Mythos verwandten intuitiven, intuitiven Wesensschau, die in dem gleichen Urgefühl der Einheit und Beseeltheit alles Bestehenden wurzelt, das auch die Seele des Kindes jenseits der Geschichte des Denkens immer wieder aufs neue offenbart? Der Nützende, der Verstandesmensch, wird Kind und Künstler meist nicht als „vollwertig“ und immer als eine Art Gegenpol eigener Wesenheit ansehen. Er wird dem Kinde im Künstler und dem Künstler im Kinde „fassunglos“ gegenüberstehen, weil in ihnen ein Etwas wirkt, das über alles Begreifen des Verstandes hinausgeht. Und doch wird es Augenblicke geben, da er ihnen nicht als „Überlegener“ gegenübersteht, Augenblicke, in denen

ein aufquellendes Gefühl die Schranken des Verstandes überflutet und er sich selbstvergessen dieser magischen Sphäre hingibt.

Es ist ein wesentliches Verdienst der heutigen Psychologie, daß sie nur eine graduelle, nicht aber artmäßige Verschiedenheit zwischen künstlerischer und nichtkünstlerischer Veranlagung anerkennt. (So insbesondere Richard Müller-Freienfels Psychologie der Kunst, Bd. 2.) Außert sich das allgemeine Wesen des Künstlers nach Müller-Freienfels einmal in einer gesteigerten Erlebnisfähigkeit, sodann in einer gesteigerten Fähigkeit, dieses Erleben auszudrücken, und schließlich in der gesteigerten Fähigkeit, dem Ausdruck eine Gestalt zu geben, die auch auf andere zu wirken vermag, so ist das alles nur Steigerung des allgemeinen Menschenwesens überhaupt. „Gerade in dieser Steigerung des allgemeinen menschlichen Wesens, nicht in irgendwelcher Spezialität, liegen Wert und Würde der Künstlerschaft. So wird der Künstler der repräsentative Mensch, d. h. einer, in dem das Erleben aller seine Sprache findet.“ Im Erlebnis macht man nun neuerdings, wie Gundolf in seinem Goethewerk, die sehr fruchtbare Unterscheidung zwischen Urerlebnis (das mythisch-religiöse, das erotische) und Bildungserlebnis. Im Urerlebnis, das sich im unmittelbaren, gefühlsmäßigen Erfassen von Mitmensch und Natur, in der Liebe zu ihnen befundet und unabhängig ist von den wechselnden Bildungsanschauungen der Zeit, offenbart sich die innere Verwandtschaft von altem und neuem Naturmythos. Das Gefühl der All-Lebendigkeit der Welt, der inneren Einheit von Natur- und Menschenseele ist, trotz Aufklärung und Rationalismus, Erlebnis des schaffenden Künstlers geblieben. Und wie sich der Künstler nur dem Grade nach vom Nichtkünstler unterscheidet, kann das Urerlebnis der Alleinheit einem jeden lebendig werden. Auch viele Nichtkünstler kennen die heiligen Augenblicke, da das Gefühl im grenzenlosen Drange das bewußte Sein restlos erfüllt und der Mensch in selbstvergessener Schau ganz und gar dem tiefen Zauber der Natur hingegeben ist. In solcher inbrünstigen Schau schwindet mehr und mehr das Bewußtsein der Unterschiedlichkeit von Subjekt und Objekt, magische Wechselwirkungen zwischen Schauendem und Geschauten machen beides einander immer ähnlicher, bis in uns das Gefühl ganz und gar lebendig wird, daß das Geschaute Offenbarung eigenster Wesenheit ist, die sich überall im Grenzenlosen findet, die das grenzenlose All in sich begreift. Zwar wird der nur Verständige allein aus sich heraus nicht fähig sein, diese mythische Naturverbundenheit unmittelbar zu erleben. Ihm wird eher die Kunst ein Wegweiser zum Erlebnis der Natur sein. Die Landschaft der Natur kann Eindruck auf ihn machen, die Landschaft des Künstlers soll es, weil sie für den Eindruck gestaltet ist. So gehorcht er unwillkürlich der schon in der Tatsache des Kunstwerkes liegenden Aufforderung, die gewohnheitsmäßige Vorherrschaft des Verstandes auszuschalten und das Geschaute mit der ganzen Kraft und Tiefe seines Gefühls in sich aufzunehmen. In Erinnerung daran wird ihm charakteristischerweise die Landschaft der Natur oft wie ein Gemälde erscheinen, während sie dem Tiefersühlenden und dem Künstler Urerlebnis ist.

Heute, da der einzelne mehr denn je nur ein winziges Bruchstück seiner Wesenheit ausbildet und auswirkt, ist uns nichts notwendiger, als Steigerung des Lebensgefühls im Bewußtsein, der Anlage nach ein Ganzes zu sein. Und wie könnte unser geistig-seelisches Selbst in diesem Sinne aufgeschlossener sein als im Gefühl innigster Naturverbundenheit oder in der Hingabe an jene wahrhaft großen Kunstwerke, deren tiefstes Wesen als lebendiger Widerhall der all-einen ewigen Gottnatur in uns erklingt. Wir wissen, daß die heute so laut gewordene Sehnsucht nach Zusammenfassung und Hingabe des ganzen Menschen, die Sehnsucht, sich im Grenzenlosen und das Grenzenlose in sich wiederzufinden, als eine Reaktion gerade der deutschen Seele auf die mechanisierende, auflösende, lebensvernichtende Tyrannei des Verstandes zum Ausdruck kommt. Und in dieser aus den tiefsten, man kann sagen: metaphysischen Wurzeln unseres Seins geborenen Auflehnung, die alle Zweige des geistig-seelischen Lebens mehr oder minder stark ergreift, möchten wir den verheißungsvollen Anfang eines neuen, unserer Zeit und Eigenart gemäßen Naturmythos sehen. Diese entschiedene Hinwendung zur Ganzheit des Lebens in und außer uns kündigt sich gleichermaßen in den Natur- und Geisteswissenschaften wie in der Forderung bodenständiger Kunst und Kultur. Auch die Erziehung und mit ihr die Jugendbewegung folgen mehr und mehr der leitenden Grundidee, daß das Wissen und seine Anwendungen Diener des Lebens und nicht umgekehrt seine Beherrscher sein sollen. Dieses Streben, jegliche Betätigung unter dem Gesichtspunkte ihres Lebenswertes zu beurteilen, geht von der Erfahrungsgewißheit aus, daß sich der innerste, zugleich metaphysische Kern der Natur im Geheimnis des Lebens offenbart. Der alte Mythos gab diesem Gefühl instinktiv Ausdruck, der neue Mythos übernimmt im intuitiven Erfassen das Allleben, das Erbe Goethes, der den Physikern seiner Zeit und damit auch der mechanischen Denkweise der ganzen späteren materialistischen Ära das warnende Wort zurief:

„Ihr folget falscher Spur,
Denkt nicht, wir scherzen,
Ist nicht der Kern der Natur
Menschen im Herzen?“

In der Förderung der natürlichen Lebensgemeinschaft, wie sie die Familie, die Sippe, der Stamm, das Volk verkörpert, müssen wir so den tiefsten Sinn, den innersten Kern unserer Menschennatur erblicken. Hier beginnt alle aus dem Schoße der Natur gewachsene und darum auch dem Erlebnis zugängliche Kultur, und hierhin muß auch die Kulturgestaltung streben. Die unter ausschließlicher Leitung des Verstandes stehende Zivilisation kann hierzu nur Mittel sein; wo sie, wie heute, als Zweck und Ziel auftritt, wendet sie sich als Beherrscherin der lebendigen Natur auch gegen die dem Volke naturgemäße Kultur. Gegen die Zivilisation als Selbstzweck wendet sich, wie wir eingangs schon betonten, die Wiederbesinnung des Deutschen auf seine Natur und Naturverbunden-

heit, wendet sich die steigende Achtung vor dem begrifflich unfaßbaren Leben und der ihm eigensten Gesetzmäßigkeit. Diese Achtung ist uns ein Wegweiser zu der natürlichen Selbstachtung, die jedes Volk empfindet, wenn es seine Kultur als lebendigen Ausdruck eigener Wesenheit verkünden darf. Heute besitzen wir diese Selbstachtung noch nicht. Wir erwerben sie aber in der Gestaltung der Kultur aus dem Erlebnis der heimischen Natur in uns und außer uns. Hierin liegt auch die im völkischen Sinne einende Kraft des heutigen Naturmythos, den zu fördern, zu verlebendigen eine Hauptaufgabe der Führer des Volkes ist.

Christian Wernicke

Ein vergessener ostmärkischer Vorläufer Lessings

von Willy Hans Bannert

In Hildburghausen erschien im Jahre 1846 eine „National-Bibliothek der deutschen Classiker. Eine Anthologie in 100 Bänden“, deren vierunddreißigster, bestehend aus sechs Bänden, deutsche Epigrammendichter von Weckerlin (1584 bis 1651) bis G. W. Ch. Starke (geb. 1762) enthält. Im 2. Buch finden wir einen Elbinger Christian Wernicke, dessen 195 Epigramme mit folgender unzureichenden biographischen Notiz eingeleitet werden: „Wernicke, den man auch Wernigk und Warnick geschrieben findet, war väterlicher Abkunft nach ein Sachse, von mütterlicher Seite ein Engländer und von Geburt ein Preuße. Weder das Jahr noch der Ort seiner Geburt ist bekannt. Im Jahre 1685 bezog er die hohe Schule zu Kiel. In der Folge machte er einige Reisen nach Holland, Frankreich und England. In England hielt er sich am längsten auf. Da aber seine Hoffnung, eine Stelle bei Hofe zu erhalten, unerfüllt blieb, so kehrte er nach Deutschland zurück und privatisierte in Hamburg, bis ihn der König von Dänemark zum Staatsrath und Residenten am französischen Hof ernannte. Nach einigen Nachrichten starb er zwischen den Jahren 1720 und 1730 in Paris, nach anderen schon im Jahre 1710.“

Daß wir heute genauer über sein Leben unterrichtet sind, ist den eifrigen Forschungen L. Neubauers, Rudolf Pechels und Julius Elias' in der Hauptsache zu verdanken. Neubauer hat das Verdienst, die Jugendgeschichte Wernickes erforscht und dargestellt zu haben („Jugendgedichte des Christian Wernicke“, Rbg. 1888, Sonderdruck aus Altpr. Mon., Bd. 25, 1888), die Julius Elias in seiner Münchener Dissertation vergeblich zu lösen versucht und den Geburtsort falsch angibt, dafür aber wichtige Beiträge zu dem späteren Leben des Dichters liefert. Das wichtigste Werk jedoch veröffentlichte Rudolf Pechel in „Christian Wernickes Epigramme“, von ihm auch mit wichtigen literarhistorischen Notizen eingeleitet (Palaestra Bd. 71, Berlin 1909). Von Pechel ist

auch schon seit langem eine Herausgabe der sämtlichen Werke Wernigkes leider nur versprochen. —

Christian Wernigke wurde 1661 in Elbing geboren. Der Tag ist nicht bekannt, nur das Taufdatum ist aus dem Taufbuch der Marienkirche in Elbing festzustellen:

Den 27. Jan. (1661) Christianus
P. Hr. Johannes Warnike
M. Cordula
S. Hr. Doctor Homodaeus
Hr. Isaac Holländer
Fr. Sabina Sel. Hr. Gerhard
Fr. Truncken Wittwe.

Sein Vater stammte aus Altleben in Sachsen. Das Schicksal scheint ihn hart angefaßt zu haben, bis er nach allerlei Irrwegen nach Thorn und dann nach Elbing kam, wo er Sekretär wurde. Seine Diensttätigkeit war nicht umfangreich. Die Sekretäre mußten an den Ratsversammlungen teilnehmen und die Protokolle schreiben, verlasen die an den Rat gerichteten Schreiben, fertigten die Antworten darauf und wurden zu allerlei Botengängen benutzt. Er starb schon 1669.

Seine Mutter, Cordula Smyth v. Cuerdley, gehörte zu der Familie v. Dambitz, die um 1450 aus Pommern in Elbing einwanderte und an die heute noch das Gut Dambitz bei Elbing erinnert. Die Letzte dieser Familie, Catharina war Wernigkes Großmutter. Sie vermählte sich mit Anton Smyth v. Cuerdley, einem angesehenen Kaufmann der Elbinger englischen Kolonie, die im 16. Jahrhundert weitreichende und bedeutende Handelsbeziehungen unterhielt. Das vierte der zehn Kinder dieser Ehe war Cordula, die Mutter des Dichters.

Aus den Matrikeln des Elbinger Stadtgymnasiums ist zu ersehen, daß Christian im Mai 1667 in die 7. Klasse des Gymnasiums eintrat. Wir wissen wenig aus seiner Schulzeit, nur daß er sich an Christian Treschenberg, einen späteren Elbinger Ratsherren, anschloß und daß er nach damaliger Sitte bei Schulfeierlichkeiten öfters deklamieren mußte. Nach Absolvierung dieser Schule kam er 1678 auf das „akademische Gymnasium“ nach Thorn, um als polnischer Untertan auch die polnische Sprache zu erlernen. In dieser Zeit beginnen seine ersten poetischen Versuche. Das Epigramm „Auf die schöne Stadt Thorn“ im 8. Buch der „Überschriften“ ist eine Erinnerung an die glücklichen Tage des Jünglings zu Ehren der Stadt Thorn:

Thorn per Anagr. Thron.

Schaut wie ein jeder Fluß der Weichsel /
jede Stadt, die an der Weichsel liegt /
Thorn freylich weichen müsse! Drum /
weil die Weichsel ist die Königin der Flüsse /
so scheint's / daß sie sich Thorn zum Thron erwehlet hat.

Das erste längere Gedicht aus dieser Zeit, das die Geburt Christi poetisch darstellen soll, trägt den merkwürdigen Titel:

Die vom
Himmel = Agranippen
herstammende
Krippe = Klippen
Beehret
Mit ungeschiften
Lippen
Christian Wernigke.
D. F. R. B.

(D. F. R. B. bedeutet: Der freien Künste Beflissener.)

Diese Überschrift soll sagen, daß der junge Dichter, zwar angeregt von der göttlichen Muse, die sprachlichen Klippen kaum wird bemeistern können, die sich ihm entgegenstellen werden. Er hat Recht. Denn wenn man dieses Gedicht mit seinen späteren vergleicht, so steht es in sprachlicher Form, Anwendung von Metaphern, vor allem aber in bezug auf Originalität weit zurück. Ein paar andere Thorner Jugendgedichte befinden sich heute in der Elbinger Stadtbibliothek, von denen das bedeutendste ein der Treschenbergerin gewidmetes ist: „Omnia vincit Virtus“. Es ist enthalten in einer Sammlung Gelegenheitsgedichte aus der Zeit von 1606 bis 1705. Auch die lateinischen Reden, die Wernigke als Thorner Gymnasiast halten mußte, zeigen in ihrem Ausdruck weniger Eigentümlichkeit als den Einfluß der Zeitströmung, der Zweiten Schlesienschen Schule, gegen die er später so schroff zu Felde zieht. Sie sind schwülstig, breit und langweilig, nur hier und da blüht ein Fünkchen Selbständigkeit auf, wie es eine Sammlung von acht solcher „Dissertationen“ der Thorner Gymnasiasten, „Fasciculus orationum“, zeigt, die auch eine Arbeit von Wernigke enthält. Auch seine Abschiedsrede „Abriss des großen Erdkränzes in der kleinen Welt“ wurde gedruckt.

Seine Studienjahre verbrachte er bei dem damals berühmten Professor Morhof in Kiel. Daran schlossen sich drei Wanderjahre als Hauslehrer, Gesellschafter, Hofmeister bei der Gräfin Catharina Hedwig v. Ranzau auf den Schlössern Ranzau, Breitenberg und Drage. Große Auslandsreisen nach Holland, Frankreich und England folgten. In England war er lange Zeit politischer Privatagent. Durch allerlei Intriguen verlor er seine Stellung und kehrte 1697 nach Hamburg zurück. Hier erwachte aufs neue sein poetischer Geist, wie er selbst sagt, und er veröffentlichte die erste Ausgabe seiner Gedichte bei einem Amsterdamer „Verleger“: „Überschriften oder Epigrammata in kurzen Satiren, Lobreden und Sittenlehren“. Schon 1701 folgte eine neue sehr vermehrte Auflage.

Dieses Buch ist Wernigkes wichtigstes Werk. Mit Logauscher Schärfe zieht er gegen Lohenstein und Hofmannswaldau das Schwert. Er stellt ihre ganze Oberflächlichkeit und Seichtheit bloß, verspottet ihre gesuchte Zierlichkeit in der Sprache, ihre überladenen Gleichnisse und verurteilt scharf ihre Lüsterheiten als

ungesunde Einwirkungen des literaturbeherrschenden Italieners Marino. Er verlacht ihr „Wortgeklingel“:

Deutsche Gedichte.

Artemon hat gelernt, an mehr als einem Ort
ein unverständlich Nichts durch aufgeblas'ne Wort
in wohlgezählte Reim' ohn' allen Zwang zu bringen.
In jedem Abschnitt hört man klingen
Schnee, Marmor, Alabaster, Moschus, Bisam, Zibeth,
Samt Purpur, Seid' und Gold, Stern, Sonn' und Morgenröt,
die sich im Unterstand verschänzen
und in geschlossener Reihe tanzen.
Zwar las ich selten sie vom Anfang bis ans End',
doch klopf' ich lachend in die Händ'
und denk, es sind nicht schlechte Sachen,
aus Schellen ein Glockenspiel zu machen!

Oder er verspottet den übertriebenen, nichts sagenden Bilderreichtum:

An unsere deutschen Poeten.

Ihr Dichter, wenn ein Vers aus eurer Feder quillt,
um eure Phillis zu bedienen,
so zeigt sich gleich ein Marmorbild,
ihr Aug' ist von Achat, die Lippen sind Rubinen,
die Adern aus Saphir gemacht,
und eure Buhlschaft wird, weil ihr sie preist, verlacht.
Die Welschen sind zwar auch nicht klug,
weil sie in einem weiten Flug
mit einer Göttin stets bis an die Sterne fliegen,
in Frankreich macht man sie von lauter Geist und Wiß,
der Freundschaft fähig und verschwiegen,
kurz, ein Gefäß ohn' einen Riß.
In England, wo sie schalt- und walten,
da werden sie für nichts als Fleisch und Blut gehalten.
Ihr aber wollt, verkehrt, Pygmalions alle sein,
denn eure Phillis wird durch euch ein Bild von Stein!

Oder:

Der hochtrabende Poet.

Astolph beschreibt ein Tier, das in den Wäldern wohnt
und in der hohlen Eich', als seinem Neze, lebet;
das um unwegsame Gebirge brummend schwebet
und oft auch nicht das Blut des müden Pilgers schont.
So schreibt er, daß er euch durch falsche Pracht betrüge:
Ihr denkt, es sey ein Löw', und es ist eine Fliege!

Die meisten Epigramme zeigen eine satirische Schärfe und treffende Kürze, wie wir sie später nur bei Logau wiederfinden. Ein paar kurze Beispiele:

Phäders Grabchrift

Weil Phäders Mutter ihren Mann oft schlug,
ist dieß zu Phäders Grabchrift schon genug:
Hier liegt, der mit Beweis des Landes und der Stadt,
zur Mutter einen Mann, ein Weib zum Vater hat!

Wahrheit und Lügen.

Durch Lügen und Betrug ist Kassianus groß,
ist wohl gekleidet, fragt nach Wind und Wetter nicht;
und Kurius ist nackt und bloß
so wie die Wahrheit, die er spricht!

Auf das sogenannte Schrauben.

Wo du die Thorheit suchst zu bessern, so sprich deutsch,
sey herzlich, nicht beredt und greife nach der Peitsch.
Verblümete Reden sind verloren
bei ungeschliff'nen Eiselöhren;
wer einen Narrn aus Scherz Herr Hofrath heißt,
gleich dem, der nach dem Hund aus Eifer Knochen schmeißt.

Auf die thörichten Reisen der Deutschen.
Als Krato reisen wollt' und von uns Abschied nahm,
war er noch nicht geschickt zu einem weiten Ritt;
auch bracht' er als er wiederkam,
aus fremden Ländern nichts, als ihre Thorheit, mit:
Der Ged' war außer Land's des Vaterlandes Schande,
und fremder Länder Schimpf in seinem Vaterlande.

Der Höfliche.

Aufrichtigkeit und Höflichkeit
sind miteinander oft im Streit.
Dies Lob ist dir nur beizulegen:
Du weißt in beide dich zu schicken,
bist höflich, Jost, wenn ich zugegen,
aufrichtig hinter meinem Rücken.

Verkehrter Spruch.

Als Markus einst halb schlummernd saß,
und in dem Buch der Weisheit las

den Spruch: wer einen Freund find't, findet einen Schatz,
 so rief er: Diesen edeln Satz
 erwähl ich mir zum Leichenspruch,
 und schrieb ihn in sein Tafelbuch.
 Doch ich, indem er schrieb, verspürte,
 daß er, den Geiz und Schlaf verführte,
 als dienten diese Wort' in seinen Kram, gemeint;
 Er schrieb: Wer einen Schatz find't, findet einen Freund!

Gegen die niederschmetternde Beurteilung der allgemein geübten und anerkannten Dichtereien und schwülstigen Reimereien erhoben sich einige Hamburger Poeten, an der Spitze Postel (Advokat und Operndichter, 1658—1705) und Hunold (ein jüngerer Schriftsteller). Zwischen ihnen und Wernigke wurden längere Streitgedichte gewechselt. Postel schalt in einem Sonett Wernigke einen lahmen Hasen, der auf dem toten Löwen Lohenstein herumspringe. Wernigke wandte sich mit einem „Heldengedicht Hans Sachs genannt“ gegen ihn. Hunold antwortete mit einem Possenspiel „Der thörichte Pritschmeister oder schwermende Poet &c. von Menantes“, in dem er vom Sachlichen, wie es in dem Streit noch vorgeherrscht hatte, abwich und ein Sammelfurium von Anschuldigungen und Gemeinheiten über Wernigke ausschüttete. Trotzdem dieser lokale Federkrieg bald sein Ende erreichte, so hat er doch seine wichtige literarhistorische Bedeutung: Dieser Streit ist der erste Schritt in Deutschland zur Einführung einer öffentlichen Kritik.

Die dritte, noch mehr erweiterte Auflage seiner „Überschriften“ aus dem Jahre 1704 war Wernigkes letzte literarische Tat. Er wurde vom dänischen König Friedrich IV. zum Staatsrat ernannt und ging als dänischer Gesandter an den Hof Ludwigs des XIV. nach Paris. Aber infolge seines festen, energischen Charakters wiederum in Streit und Händel vermischt, müde des Habers und fränkend, kehrte er nach Dänemark zurück und starb am 5. September 1725 in Kopenhagen.

Obwohl vielfach übersehen und unterschätzt, weil man zu wenig von seinem Leben wußte und sich alles nur notdürftig aus seinen Epigrammen herauschälen mußte, war Wernigke einer der ersten Ostpreußen, die eine größere literarische Bedeutung erreichten. Seine Werke sind auch heute noch Raritäten einzelner Bibliotheken, trotz der Ausgaben von Bodmer und der Auswahl von Ludwig Fulda in der „Deutschen National-Literatur“. Wernigke ist, wie schon angedeutet, Wegweiser auf dem Wege zu Lessing, der endgültig mit allem fremden Schwulst, aller Ausländerei, aller Wichtigtuerei und vermeintlichen Größe von Opitzens Zeiten her aufräumt. Er ist einer der wenigen, die es wagen, gegen die Götzenbilder der Lohensteiner und Hofmannswaldauer und damit gegen die gesamte franke Literatur offen vorzugehen, ähnlich wie Hamann, der später dem Rationalismus Fehde ankündigte, mit Herders Worten in den „Briefen zur Beförderung

der Humanität“: „Er war der Erste, der mit scharfen Pfeilen auf den Lohensteinschen Geschmack losging“. Lessing sagt von Wernicke:

„Der scharfe Wernick, der Wahr und Falsch nicht mengte
und seinen reinen Witz mit Unwitz nicht besprengte,
der das geschminzte Nichts in Waldaus Lied erkannt
und der's auch ohne Furcht ein buntes Nichts genannt!“

Und der Amerikaner W. G. Howard schreibt in der Einleitung zu seinem Buch „Christian Wernicke a Predecessor of Lessing“: „Wir kennen vor Lisow, ja vor Lessing keinen klareren, gescheiteren Kopf . . .“

Der Baltenbaron

von Dr. v. Behrens-Bromberg

Ich bin der einzige der in unserem stillen Provinzstädtchen eine ansehnliche Privatsammlung von Büchern besitzt. Lediglich diesem Umstande kann ich die Besuche des schweigsamen Rußlandflüchtlings zuschreiben, die ich von Zeit zu Zeit bekomme. Es ist der alte, schäbig angezogene Papierdüten- und Kartonschachtelkieber, der vor einigen Jahren in unserem Städtchen austauchte. Einer von den vielen aus Rußland geflüchteten Armsten, die einmal bessere Tage gesehen, jetzt aber, fern von ihrer Heimat, das bittere Brot der Verbannung zu essen haben.

Eigentlich war mein seltsamer Gast kein Russe, denn er besuchte unsere evangelische Kirche fleißig und schien in seiner dunklen Ecke am Kircheneingang stets inbrünstig zu beten. Sein Name, den ich hier ungern erwähnen möchte, klang zwar deutsch; aber mein Gast war auch kein Deutschrusse, sondern, wahrscheinlich, wie ich nach seiner Aussprache urteile, ein Lette oder ein Esthe, der lange Jahre unter Russen gelebt haben muß.

Näheres über seine Persönlichkeit wußte ich wenig. Ich wagte ihn darüber nie zu befragen, um ihn nicht in Verlegenheit zu bringen. Wozu auch? Es war ein äußerst bescheidener, schüchtern Mensch, der sein Leben in meiner Nachbarschaft einsam und zurückgezogen fristete, schwer arbeitete und keinem Menschen im Wege stand. Jahrelang kam er zu mir, borgte sich von mir abgelegte Zeitschriften aus, stöberte in meiner Bücherei herum, dankte mir innig für meine Liebenswürdigkeit, verbeugte sich und — verschwand.

So dauerte unser Verhältnis ungestört ganze Jahre hindurch. Bis es ein Ende genommen hatte, an jenem Abend, an dem ich meinen verschlossenen Gast über seine Vergangenheit ausgefragt hatte.

Ich bedauere aufrichtig, daß ich mich von meiner Neugierde verleiten ließ und

den dünnen Faden, der uns verbunden hatte, so jäh, wenn auch unwillkürlich, zerrissen habe.

Jetzt ist es allerdings nicht mehr gutzumachen.

— „Sie fragen, Herr Doktor, warum ich Ihnen niemals etwas über meine Vergangenheit erzählte? — — Gewiß, haben Sie das Recht, mich auszufragen! Gerade Sie, der einzige Mensch, bei dem so ein überflüssiges Wesen, wie unser einer es heute ist, verkehrt. Gewiß; Sie wollen wissen; — — ja, ja! Nun, Herr Doktor, Sie sollen alles wissen. Ich will es Ihnen also erzählen. Nur Ihnen. Weil Sie mich gewißlich verstehen werden und vielleicht — — vielleicht — —? Nein, nein! Verzeihen werden Sie mir niemals. So etwas kann kein Mensch verzeihen. Doch verstehen werden Sie mich jedenfalls! — — —

Sie wissen, Herr Doktor, wie es dort im Baltikum in alten Zeiten zuging. Der Deutsche war der Herr. Unserer — der „Eingeborene“ — war eben nur ein Eingeborener. Ein „Kulle“, — ein baltischer Kuli. Und wenn der Deutsche dazu auch noch ein Baron war und auf dem stolzen Schlosse dort oben wohnte, dann war unserer für ihn noch weniger als „Kulle“. Sogar in dem Falle, wenn er Schulmeister im Dorfe war. Das Vertrauen seiner lettischen Landsleute besaß und an Bildung den übermütigen Herrn Baron von Rung um das Zehnfache überragte. Wenn der Junker hoch zu Rosse zur Jagd ritt, so flogen die Mützen von allen Häuptern; und — es flogen ihm auch alle Mädchenherzen entgegen. Denn unser Junker war ein schöner, schlanker Herr, dem man den Herrn vom weiten ansehen mußte; nicht so, wie unserem, der von Geburt her einen krummen Buckel hat und anstatt einer goldstrohenden Husarenuniform einen schäbigen Volksschullehrerrock anhat.

Ja, ich muß ehrlich sein: Unser junger Baron war wirklich ein schöner Mann, der es verstand, mit den Leuten umzugehen. Ich mußte alle meine geistigen Kräfte anstrengen, um den Haß meiner Stammesbrüder, „der Kullen“, gegen das Schloß zu schüren, wach zu erhalten und auszubreiten. Ich tuschelte in den Bauernhütten; ich agitierte auf den Dorfversammlungen; ich träufelte das Gift der revolutionären Gesinnung in die Seelen der mir anvertrauten Schulkinder; ich streute Flugblätter aus; ich arbeitete unermüdlich „für die heilige Sache der Volksbefreiung“. — — Aber, es genügte, daß der junge Baron wieder einmal nach dem Gottesdienste mit diesem und jenem aus unserem Dorfe ein paar Scherze machte, und schon war meine mühselige Arbeit zusehender!

Sagen Sie mir, Herr Doktor? Warum ist es so in der Welt eingerichtet, daß dem einen alles leicht fällt, was der andere immer wieder vergeblich von neuem zu erwerben hat, und es doch wieder immer verliert? — — Warum? — —

Der junge Baron machte seine Scherze auch mit mir. Es sind ihm ein paar von mir herrührende Heftchriften in die Hände gefallen, in denen von der „Massenerhebung der Proletarier gegen die Blutsauger-Barone“ die Rede gewesen ist. Wir schrieben damals 1910; die Zarenmacht stand so hoch, wie nie

bevor. Ein Wort von dem Baron — und — ich würde von Gendarmen nach Sibirien geschleppt werden! Ich wähnte mich schon verloren. Was tat aber der Baron? Lachend kam er zu mir in die Schule zu Besuch, traktierte mich mit einer guten Zigarre und begann mit mir eine grundsätzliche Debatte über Sozialfragen. Ich mußte mich überzeugen, daß er gar nicht so ungebildet war, wie ich glaubte. Er warf meine Flugschriften in den Ofen und riet mir, künftig vorsichtiger zu sein, da er schon mehrere Denunziationen über meine Tätigkeit nur mit Mühe vertuschen konnte. — — Er plauderte mit mir und mit meiner Schwester lustig und versicherte mich, daß er mich „doch unmöglich auf den Galgen bringen kann, — ohne ein schlechtes Geschäft dabei zu machen, — da nach meinem Verschwinden vielleicht ein anderer, noch mehr unternehmungslustiger Genosse-Kommunist zum Schulmeister ernannt werden könnte, der ihm das Dach über dem Kopfe gleich anzünden würde, wo in meinen Aufrufen nur von allmählicher Vorbereitung der Weltrevolution die Rede sei“.

Der lustige Junker besuchte uns dann des Öfteren. Wir wurden beinahe Freund. Ha! Habe ich gesagt „wir“? Wirklich? — Nun, so habe ich mich falsch ausgedrückt. Ich und der junge Gardeoffizier wurden nie gut Freund. Um so mehr aber — meine schöne Schwester; meine einzige Schwester, Herr Doktor!

Nun kamen die Jahre des Krieges, in denen „unser junge Herr Baron“ gar nicht mehr in das Schloß einkehrte; und, dann kamen auch die Jahre des Umsturzes, während deren er sich in unserer Umgegend erst recht nicht zeigen konnte. Denn das stolze Baronenschloß wurde von den „Rullen“ eingäschert; der alte Baron, der Vater von dem lustigen Rittmeister, wurde von unseren Dorfleuten erschlagen; das Volk räumte ohne Barmherzigkeit mit den gestrigen Blutsaugern auf.

Sie fragen, Herr Doktor, wo ich damals gewesen bin? Ich war weit von meiner Heimat, — an der Kriegsfront, an der ich gegen euch Deutsche, für Rußland vier Jahre lang kämpfte; dann aber einer der ersten gewesen bin, die an Stelle des Zarenbanners die Rote Fahne zu hissen geholfen hatten. Ich avancierte ebenso schnell, wie meine Vorgesetzten, die Herren zaristischen Offiziere, in das kühle Grab herniederstiegen. — Ich mordete. — Ich hielt Brandreden! — Und ich wurde ein großer Mann, der unter den neugeschaffenen Zuständen nicht weniger zu sagen hatte, wie vor kurzem ein Generalgouverneur Seiner Majestät. Ich lebte im Rausch, — ich lebte für die Idee. Nicht einen einzigen Augenblick dachte ich daran, was dort in meinem Heimatdorfe geschieht, — ich hatte einfach keine Zeit dafür übrig. Ach, Herr Doktor! wie kann ein Mensch, der bis an die Knie im Menschenblute wadet, an die friedlichen Fluren der Heimat, an Familienherd und Jugenderinnerungen denken?

So vergingen ein paar weitere Jahre, bis die Stunde geschlagen hat, daß ich mit einem Male an meine Heimat von Amts wegen erinnert worden bin. Jawohl, von Amts wegen. Ich war damals einer der tüchtigsten Leiter der blutigen „Tsche-

Ra“, der Mordkommission zur Ausrottung der Überreste von burschuasen Umtrieben, und amtierte in M. . . . Sie schauern, Herr Doktor? Ja, rücken Sie nur weiter von mir ab; ich will Ihnen dieses nicht verübeln, Herr Doktor. — Soll ich gehen, Herr Doktor? So will ich gehen. Nein? — Ich soll meine Beichte zu Ende hersagen? — Ja? — Ich will sie hersagen. Damit Sie alles wissen. Denn, jetzt wissen Sie bereits zu viel, Herr Doktor. — — —

Es wurde der Tschek-Ra gemeldet, daß an der Grenze Lettlands, am Peipussee, eine gefährliche Schar der „Weißen“ ihr Anwesen treibt. Die Bauern seien immer schlechter auf den Bolschewismus zu sprechen; der Ausbruch eines allgemeinen Aufstandes stehe bevor und an der Spitze der Bewegung stehe der ehemalige Garderittmeister Baron v. Runz. — Da ich in jener Gegend zu Hause war, so wurde ausgerechnet mir der Auftrag erteilt, das Feuer gleich am Beginn zu ersticken; ich nahm diesen Auftrag mit heller Begeisterung an. Ich knirschte mit den Zähnen, wenn ich daran dachte, wie ich meiner einzigen Schwester Ehre rächen werde. Auf glühenden Kohlen wollte ich den Kerl rösten, wenn ich seiner nur habhaft werden könnte! — — —

Es war Mitternacht, als unser Tschekistentrupp zum Schloßpark leise herangeritten kam. Hell schien der Mond und der Wind brauste über den Gipfeln der Linden. Ich ließ meine Leute das Schloß, in dem sich nichts zu regen schien, umstellen. Doch ich wußte, daß diese Ruhe nur eine scheinbare war; — denn unsere Rundschafter haben mit Sicherheit festgestellt, daß die Bande des Barons sich irgendwo in der Nachbarschaft verborgen hielt, er selbst aber heute nacht ein Zusammentreffen hier im Schlosse mit den Abgesandten des berücktigten Generals Judenitsch verabredet hatte. Diesen Abgesandten gelang es den Agenten der Tschek-Ra unterwegs zu erwischen und von ihm alles zu erfahren. Auch die Parole kannte ich und die kleinen Dachkammern, in deren einer der Baron auf den Abgesandten zu warten hatte. Mein Gott! Ob ich diese Dachkammern, in denen ich als Kind die Bedienten im Schlosse zu besuchen gewohnt war, gut kannte? Sicherlich kannte ich sie besser, als der Schloßherr selber! — — Daß der Baron mich erkennen würde, war ausgeschlossen: waren doch ganze Jahre seit jener Zeit verflossen, wo wir uns gesehen hatten! So entschloß ich mich zu ihm allein, als der Abgesandte, auf den mein Feind wartete, vorzudringen. Entschlüpfen konnte er mir ja so wie so nicht. — — —

Warum ich so gehandelt habe? Ja, mein Gott, wissen wir, Menschenfinder, warum wir gerade in den wichtigsten Augenblicken unseres Lebens so und nicht anders handeln? Nein, Herr Doktor, — das weiß kein Mensch; glauben Sie mir! Wer anders glaubt, der hat eben niemals wichtige Momente erlebt.

Ich schlich mich durch den Parkrasen zum weit aufgerissenen, halbzerstörten Schloßportal heran. Majestätisch glänzten in den Strahlen des Mondes, seine von Kugeln zerflossenen Kolonnen mit dem Wappenlöwen. Die hohe Eingangstür klappte düster zwischen ihnen. Ich betrat das weite Vorzimmer, über den auf

Steinplatten zerstreuten Schutt stolpernd. Wie öde die Leere gähnte! — — — Wie unheimlich der Mond seine blaßgrünen Strahlen durch die altertümlichen Scharten und durch die gotischen Fenster des Saales warf! — — — Fäden von Brokattapeten hängen gespensterhaft von den Wänden herunter, leise vom Luftzug geschaukelt. — — — Ich schritt, den Revolver in der Hand, vorwärts. Gespenster? Pha; — damals glaubte ich an nichts dergleichen! — — — Ich ging die Flucht der verwüsteten Schloßgemächern entlang; — überall Schutt; zerschossene Möbelstücke; ausgebrochene Parkettstücke und Glasplitter! Ja, grausam ist der Bürgerkrieg; — doch — dachte ich mir — wie lächerlich klein sind alle solche Opfer im Vergleich mit dem Riesengewinn auf dem Gebiete der Freiheit für das Volk! — — —

Endlich gelangte ich zum Eckzimmer in dem einstigen Burgturm. Aus diesem Zimmer führte eine halbzertrümmerte Wendeltreppe nach oben, wo, wie ich wußte, mein Opfer meiner harrete. — — — Mit nicht geringer Mühe erklimmte ich diese Treppe und stand in dem Dienstkorridor, der oben wie ein weiter Torweg, zwischen zwei Reihen von Wohnkammern unter dem Schloßdache lief. Es war hier stockfinster und ich mußte langsam mich vorwärtsbewegen. Tastend suchte ich meinen Weg und spähte nach einem Lichtstrahle aus einer der Kammern. Oder sitzt der Kerl etwa im Dunkeln? Aus Angst, daß man das Licht von außen bemerken könnte?

Mit einem Male zuckte ich zusammen. Eine weiche, mir von alten Jahren her bekannte Stimme raunte mir in der Finsternis zu:

— „Vorsichtig, Leutnant. Endlich sind Sie da. Ich dachte schon, daß Sie den roten Teufeln in die Hände geraten sind.“ — — —

Ich wußte nun, daß der Baron, mein Todfeind, neben mir stand, ohne zu ahnen, mit wem er sprach. Ich ließ mich von ihm am Arme führen, bis wir an eine Mauernische kamen, die mir ganz unbekannt zu sein schien. Eine Geheimtür war es, die der Baron öffnete; wir traten in einen engen Gang, der irgendwohin durch die ellendicke Burgturmwand führte. Noch wenige Treppenstufen und wir befanden uns in einer winzigen Kammer, die spärlich vom Mondscheinlicht beleuchtet war; ich flüsterte meinem „Gastwirt“ die Parole zu. Dann sagte ich:

— „Der General läßt Sie grüßen, Baron! Er fordert, daß Sie ohne einen Augenblick zu verlieren, dieses Schloß verlassen und nach Livland hinüberziehen. Ihre Anwesenheit hier soll der Tische-Ra bekannt geworden sein. Sie haben sicherlich unwürdigen Leuten Ihr Geheimnis verraten; — man hat Sie denunziert.“ — — —

Der Baron stutzte und erwiderte:

— „Unmöglich, Mon chère! Außer eines Mädchens, dem ich mehr, als sich selbst traue, weiß keine Seele, daß ich mich heute hier, im Hause meiner Ahnen, befinde. Aber, — Befehl ist eben Befehl! Sie gestatten, daß ich meine sieben Sachen für die Reise einpacken lasse. Und einen kleinen Imbiß wollen wir uns doch auch noch gönnen. Ich bitte Sie höflichst um Verzeihung, Mon chère camarade. — A la guerre comme à la guerre, — außer eines Stück Bauernbrotes und eines

Glasen alten Weines, den die roten Kanillen in den geheimen Kellerräumen doch nicht ausfindig machen konnten, gibt es nichts. Der Wein ist aber nicht von schlechten Eltern. Bitte, nehmen Sie Platz in diesem ‚Palastraume‘ hier. Ich will sofort reisefertig sein.“

Mit diesen Worten verschwand er in einer Nische. Höflich war er immer. Ja, die großen Herren! — die haben es heraus. Nun, bald werde ich dich lehren, was wir Proleten verstehen, — — dachte ich mir im Stillen. Indes hörte ich meinen Feind kurze Befehle an jemand erteilen, der hinter der Wand sich befand. Wer konnte es sein? Ich griff meinen Revolver fester in der Tasche an. Aber, — nichts deutete auf Gefahr; — mein Opfer und sein Gefährte sollten mir nicht entgehen; dort unten, hinter den Parkbäumen, lauern meine Genossen. Sobald ich die Beiden nach unten gelockt haben werde, werden sie mit einem Razensprung zu Boden geworfen und gebunden, um dann zu uns, in die Stadt, in die Kellerräume der Tische-Ra, abgeführt zu werden. Und dann, ja, dann — — — — —

Ich lauschte:

— „Nun, mein Goldchen, jetzt noch einen Abschiedskuß und reiche uns beiden zwei Gläser mit dem besten Wein, den wir haben! Du möchtest nicht zu meinem Kameraden? Ah, ces femmes, ces femmes! — die Frauen behalten in den tragischsten Augenblicken des Lebens doch einen mehr klaren Kopf, als wir Männer! N'est ce pas cher lieutenant? Nun, wenn nicht, dann nicht; — aber den Wein kannst du uns beiden reichen, nicht wahr doch? Und dazu das herrliche Schwarzbrot, das du mir von daheim mitgebracht hast. Voila, la vie! Eine Flasche Wein, die man mit etlichen Hunderten bezahlen könnte und — als Festmahl, — ein Stückchen kargen Brotes. So; — nun gib doch dem Gaste sein Glas — hier; — so, — und jetzt mir, — das zweite; — so! Na, Profit, Leutnant!“

— „Profit, Baron!“

— „Halt! ich habe den Eindruck, daß Sie, lieber Gast, das kleinere Glas bekamen. Geben Sie es einmal her, — so — Profit!“

— — — — — Schon wollte ich das eingetauschte Glas leeren, als ein gellender Schrei die Finsternis durchdrang; eine weibliche Gestalt sprang aus der dunklen Nische in unsere mondbescheinte Kammer, — riß das halb geleerte Glas dem Baron aus der Hand und — — — — nach einem einzigen Augenblick des Bedenkens, stürzte sie den Rest des im Glase befindlichen Weines hinunter:

— „Liebster! Was hast du getan!! Das Gift, — das Gift — — — —!“

Ich stand, wie versteinert, und umklammerte nur den Griff meiner Waffe.

— „Liebster, — wir müssen beten! Das schreckliche Gift, das du mir für den allerschlimmsten Fall gegeben hast, — ich habe es diesem Menschen in sein Glas gemengt, — — — und — — — du — — — du hast — — — du hast es ihm — — — abgenommen — — — beten wir — — — schnell — — —“

Mit diesen Worten sank das Mädchen zu Boden. Der Baron aber neigte sich über sie und sprach leise, zärtlich, die mit Schweiß perlende Stirn der Unglücklichen küßend:

— „Adieu, mon enfant chéri! — — — Hast du das mit Willen getan, armes Kind? Weißt du das auch, daß ich kein Recht habe, hier zu sterben? Weißt du es auch, welche Befehle dieser Offizier hier mir vom General gebracht hat?“

Wie ein leiser Hauch ließ sich von den bleichen Lippen der Sterbenden vernehmen:

— „Ja, Liebster, ich wußte es. Es ist der Tod. Ich habe ihn erkannt nach seiner Stimme. Es ist mein Bruder.“

Nicht eine Muskel erzitterte im Gesicht meines Feindes. Mühsam, mit dem nahenden Tode ringend, — — — hat er das Mädchen — — — meine Schwester — — — von der Diele emporgehoben und küßte ihren Mund zum letztenmal.

— „Adieu, chère enfant! Et merci pour tout.“

Dann sanken beide nieder, vom silbernen Strahl des Mondes, wie mit einem Heiligenschein, beleuchtet — — —

— — — Sehen Sie, Herr Doktor; — das ist alles, was ich heute Ihnen nur noch erzählen wollte. Verzeihen Sie, daß ich Ihre Geduld auf eine so harte Probe gestellt habe. Verzeihen Sie mir. Ich gehe.“ — — —

Mein Gast verbeugte sich, ohne mir die Hand zu reichen, und verließ mein Haus. Für immer!

Bald ist der alte Flüchtling aus Bolkshewien aus unserem stillen Städtchen ganz verschwunden. Kein Mensch konnte mir sagen, wohin er verzogen ist. Doch jedesmal, wenn ich meine Büchersammlung benütze, muß ich an den bekehrten Tscheken denken, und — an den baltischen Baron, dem das gnädige Schicksal einen schmerzlosen Tod von liebender Hand im Heime seiner Ahnen bescherte.



Geht es aufwärts mit der deutschen Schule in Ungarn?

Statistische Betrachtungen von Michel Schaffer

Es wird in der letzten Zeit viel vom deutschen Schulwesen in Rumfungenarn gesprochen — weniger von den Deutschen als von ungarischen Ministern, die beweisen wollen, daß es den deutschen Minderheiten in Ungarn besonders gut gehe. Ja die Herren Minister versteigen sich sogar zu Behauptungen (Graf Bethlen in Odenburg), daß in Ungarn nie magyarisiert worden sei. Es ist besser, über dies gefährliche Kapitel zu schweigen; wichtig aber ist es, daß wir sehen, wie sich das deutsche Schulwesen statistisch — nach amtlichen ungarischen Aufstellungen — zahlenmäßig zum Deutschtum verhält und wie es organisiert ist.

Nach langem Hin und Her wurde dem Deutschtum ein Minderheitenschulsystem beschert, das sich gliedert: 1. Typus A ist deutsch mit Magyarisch als Fremd-

sprache; Typus B ist zweisprachig, jedoch mit sichtbarem Vorrang des Magyarischen; Typus C ist magyarisch, doch wird deutsch als Fremdsprache gelehrt.

Dieser Trick zeigt sofort, daß man es mit der Schaffung der deutschen Minderheitenschulen nicht sehr ernst meinen konnte, denn es ist doch, gelinde gesagt, eine Naivität, rein magyarische Schulen, — in denen deutschen Kindern, die nicht magyarisch können, die Muttersprache auf Magyarisch beigebracht werden soll, und zwar in 2—3 Wochenstunden, — als deutsche Minderheitenschulen Typus C zu bezeichnen. Auch der Typus B ist als Minderheitenschule undisputabel, denn eine zweisprachige Volksschule ist u. G. sowohl aus pädagogischen Gründen als auch aus politischen ein Unding. In sechsjährigem Kursus lernen die Kinder weder die eine Sprache noch die andere, so daß der Lehrer, um vor seinem Pädagogengewissen bestehen zu können, entweder die eine oder die andere Sprache bevorzugen wird, wodurch er aber mit seiner Behörde in Konflikt geraten kann. Zweck einer richtigen Minderheitenschule ist, die Schüler im Geiste ihres Volkstums zu erziehen. In einer zweisprachigen Schule ist das u. G. unmöglich. Es wird eine unwahre, verlogene Zwitterkultur gelehrt, die die Schüler innerlich morsch machen muß. Nur der Typus A ist als Minderheitenschule geeignet. Der Unterricht in der Staatssprache ist selbstverständlich, denn jeder Staatsbürger soll diese einigermaßen beherrschen, und außerdem ist es tausendfach erwiesen, daß die Deutschen überall loyale Staatsbürger sind, wo sie als Minderheit leben, also auch in den Schulen loyal dem Staate gegenüber sich verhalten. Die Schulen nach Typus C können auch nach Ansicht des Führers der ungarländischen Deutschen, Minister a. D. Professor Dr. J. Bleyer, „keineswegs als Minderheitenschulen angesprochen werden“.

Die Regulierung erfolgte folgendermaßen: Der Bauer sollte unter den Typen wählen. Es wurden endlich, nachdem die Bauern so und soviel mal die Errichtung der deutschen Minderheitenschule forderten, die Sitzungen anberaumt, auf denen es dann hieß: „Die Bauern sollten nun frei über sich selbst bestimmen, was für eine Sprache ihre Kinder in der Schule lernen sollen. Man erwarte aber, und es sei ja auch durchaus im Interesse der Bevölkerung, daß der magyarische Unterricht nicht ganz aufgegeben werde.“ Die meisten Bauern hatten natürlich von den drei Typen keine Ahnung, sie wollten ihre Loyalität beweisen und deshalb erklärten sie zumeist ganz bieder, sie wollten natürlich, daß ihre Kinder auch magyarisch lernten. Daraufhin wurde ihnen der Typus C zudiktirt, denn sie hatten ja öffentlich erklärt, sie wollten, daß ihre Kinder magyarisch lernten. Da eine nur wenig weitreichende Organisation vorhanden ist, so ist es dazu gekommen, daß — wie eine Mitte Oktober 1928 veröffentlichte Statistik des ungarischen Kultusministeriums befagt (siehe Sonntagsblatt vom 15. Oktober 1928, Budapest) — **von 390 Ortschaften 68,2% Schulen den Typus C haben.**

Herr Ministerpräsident Graf Bethlen betont stets, daß er den deutschen Minderheiten Ungarns sehr wohl wolle, aber er könnte doch nichts gegen den freien Willen der Leute machen. Daß diese sichtliche Scheinheiligkeit das ganze magyarische System in Mißkredit bringen muß, ist selbstverständlich. Zwar scheint

es einige wenige Männer auch im extremnationalistischen Lager der Magyaren zu geben, denen langsam die Erkenntnis dafür dämmert, daß die Verleumdung des Volkstums oder die Unterdrückung des Volkstums beidermaßen schimpfliche Handlungen sind und der Verachtung zu verfallen haben, aber diese wenigen Ränder sind vorläufig Schwalben, die noch keinen Sommer machen. Die Einstellung der magyarisches Öffentlichkeit ist, soweit diese sich in der Presse widerspiegelt, leider kaum von der der Vorkriegszeit verschieden. Noch immer macht man keinen Unterschied zwischen Staat und Volkstum, noch immer nennt man den Angehörigen einer nationalen Minderheit einen Verräter, der sich zuerst zu seinem Volkstum bekennt und Kritik an den falschen Institutionen des Staates nimmt und glaubt ihn verfolgen und bespitzeln zu müssen.

Die näheren Einzelheiten der Statistik besagen folgendes:

Von den 390 Ortschaften, an denen 463 Schulen bestehen, gehören also dem Typus C 316, dem Typus B 98 und dem **Typus A nur 49 Schulen an, oder nur 10,6% der von deutschen Kindern besuchten Schulen sind wirklich deutsch.** Von diesen 49 Schulen sind 34 katholisch, 13 evangelisch, 1 staatlich und 1 reichsdeutsch (in Budapest, die man eigentlich nicht unter dies Schulsystem zählen dürfte, da ja die Schule nicht für ungarische Staatsbürger bestimmt ist). Sehr interessant erscheint uns die Tatsache, daß diese Schulen des Typus A sich zu allermeist an der burgenländischen Grenze, und zwar 16 im Wieselburger, 10 im Ödenburger und 10 im Eisenburger Komitat befinden. 75% der Typus A-Schulen scheinen also mit einer gewissen Propagandaabsicht geschaffen zu sein, sei es, daß die magyarisches Machthaber damit den Burgenländern winken wollen, andeutend, „bei uns habt ihr auch deutsche Schulen und dazu eine christliche, monarchistische Regierung, kommt also, falls euch das ‚rote Wien‘ zu arg wird, wieder zu uns;“ sei es, um die Gemüter der westungarischen Deutschen, die sich auch an Österreich anschließen wollten, zu beschwichtigen. Jedenfalls ist der so starke Prozentsatz des Typus A in den Grenzgebieten und sein so gut wie völliges Fehlen im Herzen Ungarns sehr beachtlich.

Die Schulen des Typus B befinden sich zumeist in der sogenannten „Schwäbischen Türkei“, also in den Komitaten Solnau und Baranya, einem Gebiet, das einen hohen Prozentsatz deutscher Bewohner besitzt, und zwar befinden sich 50 in der Baranya und 36 im Solnauer Gebiet. Die übrigen 12 Schulen mit B-Typus verteilen sich auf alle anderen Gebiete und die Stadt Ödenburg, die 3 solche besitzt. Was uns an diesen Schulen besonders auffällt, ist, daß ein erheblicher Teil derselben im Vorjahre noch den Typus C hatte. Hier hat also die Bevölkerung bereits den Braten gerochen und eine Verbesserung beantragt. Aus welchen Gründen nicht ganze Arbeit geleistet und nicht der Typus A eingeführt wurde, ist unbekannt.

Nach Schulerhaltern geordnet, gehören 58 der katholischen, 33 der evangelischen und 4 der reformierten Kirche, 2 sind kommunal und nur eine ist staatlich.

Was nun die Schulen des Typus C anbelangt, so befinden sich diese über das ganze Land verteilt. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle genauere

Einzelheiten darüber zu geben. 224 sind katholisch und 42 staatlich, wogegen die Evangelischen nur 24, die Reformierten nur 3 haben.

Verhältnismäßig erhält der Staat also die meisten Schulen nach Typus C oder 95,6%, Typus B 2,2% und nur 2,2% vom Typus A. Die meisten Schulen des Typus A haben die Protestanten (Lutheraner und Reformierte zusammen) 16,9%, 48% B und nur 35,1% C, während die Katholiken dem Staate sehr nahe kommen, nämlich mit 70,9% C, 18,3% B und nur 10,8% A.

Soweit die Statistik ein wahres Bild zu geben vermag, sehen wir, daß es sehr traurig ist und daß der ungarische Staat selbst mit schlechtem Beispiel vorgeht, weil er in der Hauptsache nur den Typus C pflegt, der ohne irgend welche moralische Berechtigung in die Kategorie der Minderheitenschulen eingestellt ist, obwohl ja klar auf der Hand liegt, daß eine Anstalt mit 2–3 Wochenstunden Deutschunterricht in keiner Weise etwas den Minderheiten bietet. Mit dem gleichen Recht könnte auch behauptet werden, daß die magyarischen Realschulen, in denen 3 Stunden Französisch unterrichtet wird, französische Minderheitenschulen seien, an welchem Beispiel wohl diese Art Schulen ad absurdum geführt worden sind.

Nun hat kürzlich Dr. Johann Schnitzer in einem von dem bekannten ungarländisch-deutschen Vorkämpfer Univ.-Prof. Dr. Jakob Bleyer herausgegebenen Werk „Das Deutschtum in Rumfingarn“ (Verlag „Sonntagsblatt“) eine außerordentlich interessante Zusammenstellung der statistischen Verhältnisse von 1880 bis 1920 der Gemeinden, Bezirke und Komitate des heuligen Rumfingarn herausgegeben, in denen Deutsche leben. Wir müssen es uns in diesem Zusammenhange ersparen, auf die bemerkenswerten Kurven und die grotesken Absonderlichkeiten der amtlichen ungarischen Statistik die deutsche Bevölkerung betreffend näher einzugehen, wir wollen vielmehr die obigen statistischen Angaben über die deutschen Minderheitenschulen mit dieser ebenfalls amtlich ungarischen Statistik vergleichen, um zu erfahren, inwieweit das ungarländische Deutschtum, bereits schulmäßig gesehen, befriedigt ist. Der ungarische Ministerpräsident Graf Stefan Bethlen hat in letzter Zeit des Öftern verlautbart, daß er den Minderheiten in loyalster Weise entgegenzukommen gedenke, man solle ihn aber für seine Reformen Zeit lassen. Aus untenstehender Gegenüberstellung dürfte er sehen, daß er noch sehr viel zu tun hat.

Der Typus A ist in 48 Schulen eingeführt. Diese Schulen befinden sich in Gemeinden, die alle in erheblicher Majorität Deutsche beheimaten (1 Gemeinde über 50%, eine über 60%, 5 über 70%, 7 über 80% und 20 über 90% Deutsche; in verschiedenen Gemeinden sind 2 bzw. drei Schulen mit Typus A, nämlich evangelische, römisch-katholische und in einem Fall eine staatliche Schule). Diese Gemeinden zählten zusammen eine deutsche Einwohnerschaft von 40.343 Seelen. Da es in Rumfingarn laut Statistik von 1920 jedoch 551.211 Deutsche gibt, so hat also noch nicht einmal der dreizehnte Teil der deutschen Bevölkerung eine wirklich deutsche Schule.

Der Typus B ist in 98 Schulen eingeführt. 75.188 Deutsche haben nach der Statistik von 1920 teil an diesen Schulen, also etwa der siebente Teil aller deutschen Bewohner in Ungarn.

Die restlichen 435.680 deutschen Menschen, also rund $\frac{4}{5}$ haben keine Schulen, in denen ihre Kinder ihre Muttersprache auch nur in allerdürftigster Weise erlernen können. Es geht den Deutschen also, was ihr Schulwesen anbelangt, in Rumfingarn sehr viel schlechter als den Deutschen in allen anderen Ländern, mit Ausnahme Südslawien und Italien. In 189 Gemeinden mit deutscher Mehrheit ist der Typus C, also die magyarische Schule mit zwei bis drei Deutschstunden in der Woche eingeführt, 21 deutsche Mehrheitsgemeinden haben nicht einmal den Typus C. 45 Gemeinden mit wesentlicher deutscher Minderheit, und zwar über 20% der Gesamtbevölkerung, haben den Typus C, 20 solcher Gemeinden auch nicht diesen Schultypus.

Nun gibt es aber auch noch eine ganze Anzahl von Gemeinden und Städten, in denen das Deutschtum weniger als 20% ausmacht, aber zahlenmäßig doch ganz ansehnlich ist, so daß sich eine deutsche Schule in diesen Gemeinden durchaus rechtfertigen ließe. Es seien nur die bedeutendsten erwähnt:

Mohacs mit 2195 oder 13,6% Deutschen, Fünfkirchen mit 5034: 10,6%, Raab mit 1389: 2,8%, Ober-Galla mit 2603: 19,5%, Paks mit 1034: 8,6%, Steinamanger mit 1707: 4,9%, Baja mit 1590: 8,2%, Segedin mit 2528: 2,1%, Csepel mit 2582: 18,5%, Groß-Tetling mit 1517: 3,7%, Klein-Pest mit 1436: 2,8%, Neu-Pest mit 2659: 4,7% und schließlich Budapest mit 60.425: 6,5%, das wohl eine von Reichsdeutschen begründete und erhaltene reindeutsche Schule hat, die jedoch nicht als Minderheitenschule angesehen werden darf, da sie nur von Kindern reichsdeutscher Eltern besucht werden kann. Das bodenständige Deutschtum Budapests hat keine deutsche Schule.

Außer diesen Orten gibt es noch 70 Gemeinden und Städte, in denen es 100 bis 1000 Deutsche gibt, die alle nicht die Möglichkeit haben, ihre Kinder in der Muttersprache erziehen zu lassen. Außer diesen Gemeinden leben aber noch in vielen hundert Orten Deutsche in geringerer Anzahl als hundert Seelen, für die wohl kaum einmal die Möglichkeit besteht, daß in ihren Gemeinden einmal deutscher Unterricht abgehalten werden dürfte.

Das ungarländische Deutschtum wird gut tun darüber nachzudenken, wie es zunächst seine sämtlichen B-Schulen, möglichst aber auch die C-Schulen in solche mit A-Typus umwandeln läßt, aber es muß auch dafür Sorge tragen, daß die Deutschen, die nicht in kompakten Massen leben, die Möglichkeit erhalten, ihr Volkstum zu bewahren. Im Jahre 1880 gab es laut Statistik in Rumfingarn 607.585 Deutsche, die im Verhältnis zu den bestehenden 1800 deutschen Schulen (außerhalb Siebenbürgens) und 2 Millionen Deutschen rund 550 deutsche Schulen besessen haben dürften. Da sie heute nur 48+98, also 146 haben, so müßten, um den status des Jahres 1880 zu erreichen rund 350 deutsche Schulen errichtet werden.

Aber das rein zahlenmäßige Verhältnis der verschiedenen Schulsysteme ist letzten Endes auch noch nicht ausschlaggebend für die Erfolge. Es besteht in Ungarn keine deutsche Lehrerbildungsanstalt und die Vorbildung der Lehrer soll auf magyrischen Anstalten, an denen deutsche Lehrkurse eingerichtet werden, erfolgen. Man hofft, auf diese Weise genügende Lehrkräfte zu erhalten, so daß man überall deutschen Unterricht erteilen kann. Der Erfolg muß erst zeigen, ob das möglich ist. U. E. müßte, wenn schon die Errichtung einer deutschen Lehrerbildungsanstalt wirklich unmöglich sein sollte, wenigstens an einer Anstalt ein Parallekkurs für deutsche Zöglinge errichtet werden, denn es kommt nicht nur darauf an, Lehrer zu haben, die die Kinder in der deutschen Sprache unterweisen, was ein Magyare bei einigem guten Willen natürlich auch machen kann, soweit er die deutsche Sprache gut beherrscht, sondern es kommt darauf an, daß der Lehrernachwuchs für die deutschen Minderheitenschulen deutsch erzogen wird.

Wir haben die nicht unbegründete Befürchtung, daß man dies eben vermeiden will! Selbst bei der loyalsten Durchführung der Minderheitenschulverordnungen und bei ehrlichstem Streben kann eine magyrische Lehrerbildungsanstalt, die auch Lehrer für deutsche Schulen zu erziehen hat, diese nicht in deutschem Geiste ausbilden. Die magyrische Anstalt muß stets, um ihrer selbst willen, das Magyrische in den Vordergrund schieben. Mit einer guten Ausbildung in der deutschen Sprache ist es nicht getan. Selbstverständlich soll der Lehrer deutscher Kinder in ungarländischen Minderheitenschulen die magyrische Literatur gut kennen, denn es ist ja seine Aufgabe genau so wie die des magyrischen Lehrers, treue Bürger Ungarns heranzubilden. Es wird aber notwendig sein, daß der Lehrer deutscher Kinder auch in der deutschen Geschichte und Literatur Bescheid weiß, eine Ahnung dessen hat, was das deutsche Volk für eine Bedeutung in der Menschheitsgeschichte darstellt. Auf einer magyrischen Anstalt kann ein Seminarist dies, selbst beim besten Willen seiner Lehrer, nicht erlernen, weil einfach der Stundenplan eine solche Ausbildung unmöglich macht. Die Lehrer für deutsche Minderheitenschulen müssen deshalb auf einer Anstalt ausgebildet werden, die diesen Gedanken Rechnung trägt. Diese Forderung soll kein Mißtrauen gegenüber den Magyaren sein, sondern sie ist lediglich eine solche pädagogischer Art.

Aus früheren Zeiten wissen wir ja leider, daß magyrische Lehrer, die über deutsche Schüler gesetzt waren, glaubten, sie dienten ihrem Vaterlande, wenn sie den deutschen Schülern ihre Muttersprache und ihr Volkstum verächtlich machten. Ob dies auch heute noch vorkommt, haben wir nicht festgestellt, möglich ist es durchaus, denn wir haben ja schon eingangs gesagt, daß man leider aus dem Unglück wenig gelernt habe.

Aber selbst, wenn überall Schulen des Typus A bestünden, die mit deutsch vorgebildeten Lehrern besetzt sind, so genügt dies noch nicht. Eines der wichtigsten Kapitel, nämlich das der Schulbücher ist noch nicht geregelt. Die „Odenburger Zeitung“, eine Zeitung, deren großungarische Gesinnung bekannt ist, brachte unlängst einen Aufsatz, der uns sehr trübe in die Zukunft blicken läßt. Er lautet:

„Die Volksschulen mit deutscher und gemischter (ungarisch-deutscher) Unterrichtssprache haben überhaupt keine entsprechenden deutschen Lesebücher. Die alten Bücher, die ohnehin schon nicht mehr entsprechen, sind langsam ausgegangen und da keine Neuauflage erschien, sind sie überhaupt nicht mehr zu bekommen. So müssen sich die Schulkinder in den deutschen Gemeinden des Landes und auch an unserer evangelischen Volksschule mit zerfetzten, mangelhaften, dem neuen Lehrplan nicht mehr entsprechenden Büchern behelfen. Dabei kommt nicht einmal auf jedes Kind ein Buch. In einigen Klassen müssen Bücher früherer Jahrgänge benützt werden, weil für den betreffenden Jahrgang keine Bücher mehr vorhanden sind.

Ist das nicht ein unhaltbarer Zustand? Und sollten nicht die leitenden Kreise alles in Bewegung setzen, damit die Herausgabe guter deutscher Lesebücher ermöglicht werde. Um so mehr, als es sich ja bloß nur mehr um die Herausgabe handelt. Denn wie wir wissen, haben die Ödenburger Lehrer Graf und Neubauer schon vor zwei Jahren (!) neue, dem gegenwärtigen Lehrplan entsprechende Lehrbücher verfaßt, die auch schon der Fachkritik unterzogen wurden. Diese lautet in jeder Hinsicht günstig. Das Manuskript liegt noch immer in Budapest im Ministerium auf und wird auch noch, weiß Gott wie lange, liegen. Alle möglichen Versprechungen sind den Verfassern gegeben worden, aber immer wieder tauchten neue angebliche Schwierigkeiten auf, die alle Hoffnungen zunichte machten. Das neue Schuljahr hat begonnen und von allen Seiten laufen Klagebriefe ein, daß man sich an maßgebender Stelle um das Schicksal der Minderheitsschulen betreffs der Schulbücherfrage so wenig kümmert. Man scheut die kleinsten Opfer, mit denen die Herausgabe dieser Bücher verbunden wäre.

Das kann aber nicht so bleiben. Schließlich und endlich müssen doch die Kinder deutscher Eltern neben den ungarischen auch Lesebücher in ihrer Muttersprache in die Hand bekommen“.

Ist das nötig?

Da handelt das von Ungarn so viel gelästerte Österreich doch erheblich loyaler. In der magyarischen Zeitung „Magyar-ság“ ist eine Kritik über das magyarische Schulbuch zu lesen, das das österreichische Unterrichtsministerium herausgegeben hat für die verschwindend geringe magyarische Minderheit von 14.000 Seelen, davon 4000 Nichtstaatsbürger und 5000 Zigeuner, die sich zum Magyarentum bekennen. Die Kritik lautet:

„Mit diesem Buch hat das österreichische Unterrichtsministerium und die burgenländische Landesregierung des von Österreich besetzten Westungarns die Herausgabe ungarischer Lehrbücher für die ungarischen Minderheitenschulen begonnen. In dem von den Bezirksschulinspektor Karl Unger zusammengestellten

Buch findet sich keine einzige Zeile, welche es auch nur versuchen würde, die ungarischen Kinder ihrer Sprache oder Nationalität zu entfremden. Wir finden in dem ersten ungarischen ABC-Buch Österreichs unter anderen Karl Kisfaludy, Michael Tompa, Ludwig Posa, Allegius Benedek und andere. Dem Redakteur dieses Buches gehört nur Lob für sein ehrliches Werk.“

Warum vergelten die Magyaren nicht Gleiches mit Gleichem?

Die ungarländischen Deutschen sind der Ansicht, daß der Himmel sich lichte. Graf Bethlen hat gesagt:

„Nein, die Schulfrage ist noch nicht endgültig gelöst, aber dadurch, daß ich dies offen zugebe und sogar die Beweise dafür Freund und Feind ausliefere, habe ich das Recht erworben, Glauben an meine Aufrichtigkeit zu verlangen, Vertrauen zu meinem Worte zu fordern, daß ich sie lösen will und kann.“

Wir wollen also noch warten. Hoffentlich nicht zu lange!

Rundschau

Der internationale Veröhnungs-Bund

tagte unter Schwedens Führung in Estlands alter Universitätsstadt Dorpat. Zu allen Zeiten und nicht bloß unter Christen hat es Menschen gegeben, deren Denken und Handeln unter dem Zeichen der Bruderliebe stand und die um des Gewissens Willen den blutigen Kriegsdienst verweigerten, wie die deshalb landesverwiesenen Württemberger Mennoniten, welche Katharina II. als friedliche Kulturträger in Rußland ansiedelte. Wider den Krieg haben sich immer Stimmen erhoben, so kurz vor dem Ausbruch des allerschrecklichsten die einer Frau mit der Forderung: Die Waffen nieder, — aber es gab keine Organisation, befähigt, dem Weltgewissen und der Weltvernunft ernst mahnend entgegenzutreten. Aus der immer steigenden Weltnot wurde um das Jahr 1907 in England, im Schoße der Quäergemeinschaft, die wir wohl den barmherzigen Samariter der Menschheit nennen dürfen, der Veröhnungsbund geboren. 1914 stellte er daselbst seine ersten Märtyrer, die ihre Kriegsweigerung mit Achtung und Kerker verbüßen mußten. Es ist aber ein Naturgesetz, daß eine gerechte Sache durch Verfolgung nicht unterdrückt, sondern gestärkt wird. Die Schar seiner Anhänger wuchs ungeheuer, namentlich während der gigantische Völkermord am heißesten tobte, vernahmen ernste Männer und Frauen beider Fronten, über dem Donner der Geschütze und dem Brausen des Schlachtgewühls zu Wasser und zu Lande die Stimme Gottes: „Du sollst nicht töten.“

Heute sind es zwanzig Länder, in denen das Banner der Völker- und Klassenversöhnung, denn auch ihr erschütternd bedrohlicher Charakter hat bisher Blinden die Augen geöffnet, erhoben wird. Voran in England, Amerika und Schweden.

Mir scheint es wünschenswert, an Stelle von „Versöhnung“, „Verständigung“ zu setzen, die doch jeder wirklichen Versöhnung vorangehen muß, und ja auch tatsächlich durch oft so wirksame persönliche Berührung und Aussprache angestrebt wird, während „Versöhnung“ namentlich wo es sich um unterdrückte Minoritäten handelt, leicht mißverstanden wird, und ein Wort ist, das eher abstößt als anzieht wenn die Grundlage beiderseits anerkannter Gerechtigkeit noch fehlt. Auf meine Frage, was in dieser Beziehung z. B. in Schweden bereits praktisch erreicht worden ist, wurde mir von einer, seitens des V. B. einberufenen Konferenz bestehend aus 40 Industriellen und 40 Arbeitervertretern, auf der es in mehrtägigem Beisammensein, nach Überwindung vieler Vorurteile, zu einer weitreichenden Verständigung gekommen war, erzählt. Ferner, und das ist wohl noch weitaus bedeutsamer, die durch den V. B. erreichte Beseitigung aus den Schulbüchern alles dessen, was in den Herzen der Jugend irgend zu Haß oder Mißachtung einer anderen Nation oder Glaubensgemeinschaft führen kann. Man denke, was in der Welt gewonnen wäre, wenn sämtliche Staaten solches durchführen wollten.

Unsere nordische Konferenz stand unter Leitung Dr. Beskows=Stockholm, mit Pfarrer Thysell und mehreren Damen. Deutschland war durch die Prof. Hoffmann=Breslau, Siegmund Schulze=Berlin und dem Sekretär des Weltbundes Kaspar Mahr vertreten. Österreich durch Prof. Ewald=Wien. England und Frankreich mit je einem jungen Pfarrer. Aus Amerika, Finnland und Lettland waren Männer und Frauen da. Die griechisch-orthodoxe Kirche Estlands war durch einen alten Priester vertreten. Am zahlreichsten natürlich der estländische Zweig des V. B. als Gastgeber, mit Prof. Bahamäde nebst Frau und Prof. Böld an der Spitze. Von baltischen Pastoren traten als Redner auf: Probst v. zur Mühlen und die Pastoren Luther und Bidder. Die vier Konferenztage begannen um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr mit Ansprache und Gebet von einem evangelischen, katholischen, griechisch-orthodoxen Geistlichen und einer Finnländerin abgehalten, und Gesang aus dem mehrsprachigen Bundeschoralbuch. Dann begannen die Vorträge und Aussprachen im Lokal des christlichen Jünglingsvereins bis zum gemeinsamen Mittagsmahl, an dem etwa 60 Personen teilnahmen. In lebhaften Gesprächen und Meinungsaustausch wurden die zuvor angeregten Fragen hier weiter erörtert und traten die verschiedenen Elemente aus aller Herren Länder miteinander in meist sehr anregende Beziehung. Nach kurzer Ruhepause wieder Vorträge bis zum Abendessen. Nachher noch ein Vortrag in einem größeren öffentlichen Saal — Andacht und Schlußlied. Da fast alle Kongreßglieder und Zuhörer Deutsch verstanden, sprachen Schweden und Esten es ausschließlich und wurde nur englisch und französisch übersetzt. So gestaltete sich der Kongreß wie schon vor zwei Jahren hier der internationale Antialkoholische, zu einem deutschen.

Aus den vielen ausgezeichneten Reden, welche Friedens- und Sozialprobleme auf den verschiedensten Gebieten behandelten, gestattet der Raum wohl kaum, Vieles anzuführen. Es wurde unendlich viel Wertvolles geboten. Erwähnen möchte ich besonders den Vortrag des katholischen Theologen Prof. Hoffmann am Reformationstage, dessen Bedeutung auch für die katholische Kirche er hervorhob. Reformation brauchten alle Kirchen, so führte er aus, und zwar nicht einmalig, sondern fortlaufend. Sein Thema hieß: Soziale Erweckung in den Kirchen. Im Verlauf des Vortrags beleuchtete er bis in ihre Tiefen die Ursachen der Kirchenflucht des Proletariats und nannte als eine wesentliche die Abhängigkeit der Kirche vom Staat, wodurch sie oft genötigt oder verleitet worden sei, zu schweigen, wo sie hätte reden sollen und daher den Glauben der Massen an ihre Unparteilichkeit verloren habe. Überhaupt habe sie den Zeitforderungen zu wenig Rechnung getragen. Ein altes Sprichwort sage schon: „Die Kirche hat eiserne Flügel und bleierne Füße“. Daß die Kirche Englands neuerdings als Vermittlerin zwischen Arbeitgeber und -nehmer auftritt und damit, vor aller Augen als höhere, überparteiliche Instanz dasteht, sah er als bedeutenden Fortschritt an.

Welche Stellung nahm die Konferenz dem Kriege gegenüber ein? hört man immer wieder fragen? Nun, wo so starke Persönlichkeiten wie hier zusammenwirken, werden die Meinungen auch beim gleichen Ziele auseinandergehen. Der Eine wird ganz nüchtern mit den gegebenen Möglichkeiten rechnen, der Andere das Unmögliche anstreben, um das Möglichste zu erreichen, oder dem Übel in keiner Weise widerstreben, um nicht Böses mit Bösem zu vergelten. Hier, unter dem noch frischen Eindruck der teuflisch grausamen Bolschewistenherrschaft mit ihren unsäglich blutigen Greueln, wird sich gewiß jeder mit Prof. Böld, der diesen Standpunkt vertrat, zum Verteidigungskriege bekennen und wo nötig, mit bewaffneter Hand, bis zum letzten Atemzuge seine heiligsten Güter: Heimat, Weib und Kind, gegen den Zerstörungs- und Vernichtungswillen wüster Mörderbanden verteidigen; und so wird wohl in allen Landen die Mehrzahl der Pazifisten, inneren und äußeren Angriffen gegenüberstehen. Auch der überzeugteste Pazifist wird dem Helden, der sein Höchstes, sein junges Leben opfert, um die Brüder zu retten, seine Achtung nicht versagen können. Den Krieg aus der Welt zu schaffen, so lange noch Selbstsucht und Leidenschaften herrschen, werden nur Schwärmer enträumen, ihm aber nach Kräften entgegenzuwirken und ihn hundertmal zu verhindern, wo er durch Kriegslüge und Heze und hundert Ungerechtigkeiten, an denen sich Völker- und Klassenzorn entzündet, entbrennen würde, soll jedes wahren Christen und Friedensfreundes heißes Bemühen sein.

In einer Welt, die Riesenheere aufstellt zum Massenmorde junger, blühender Leben, die brüderlich nebeneinander wohnen sollten, die Giftbomben fabriziert, von denen eine genügt, eine volkreiche Stadt in Trümmer und Todesschweigen zu legen, die beständig unheilbrohende Atmosphäre in brüderlicher Gesinnung zu entgiften — das ist der internationalen Versöhnungsliga schöne und hohe Aufgabe.

„Vogel Rock“

Gelegentlich der letzten Tagung des Hauptausschusses des V. D. U. in Kassel wurde von dem hessischen Landesverband des Vereins eine revueartige Veranstaltung geboten, die als neues völkisches Werbemittel für auslanddeutsche Belange Beachtung verdient. Es ist dabei natürlich nicht an eine „Revue“ im landläufigen Sinne des Wortes zu denken, es scheinen nur die geschickten, der Aufnahme Kunst des modernen Publikums angepaßten technischen Mittel der Revue (Schnelligkeit, Farbigkeit, Wirksamkeit, Schlagkraft) der Bilder und Texte mit einem tief-ernsten, völkisch-sittlichen Inhalt verbunden worden zu sein. Und darin erblicken wir etwas unbedingt Richtiges und auch künstlerisch zu Recht fertiges. Der moderne Mensch ist gewöhnt, mit geschärften und rasch aufnehmenden Sinnen zu sehn und zu hören. Seinem Auffassungsvermögen und nicht dem vergangener Generationen müssen namentlich auch propagandistische Darstellungen angepaßt werden.

Die „Revue“ des V. D. U. Kassel faßte Bilder vom Auslandsdeutschtum aus aller Welt in einer bunten Folge zusammen. Die unterlegten Texte sind schwungvoll, ergreifend und kurz und scharf charakterisierend. Wir heben folgende Strophen aus dem Bild „Deutsche Städte in aller Welt“ hervor:

Hermannstadt mit kampffrischen Sinnen,
Türme zieren die Stadt und Zinnen,
Deutsche Zukunft gilt es gewinnen!
Stadt im Siebenbürger Land!

Rot-weiß leuchten die Farben von Wien.
Walzerklänge sanft klingen und zieh'n
Durch die Herzen der Mädchen und glüh'n!
Wien! Du Schwesterliche Stadt!

Schwarz, in trauernde Flore gehüllt,
Kommen Bozen, Meran und ein Bild,
Schmerzlich, traurig die Seele uns füllt,
Königinnen Süd-Tirols!

Urwaldschönheit! Ein herrlicher Bau!
Rot und brasilianisch Blau,
Meergrün. Wunder von Blumenau!
Deutsche Stadt im fernsten Land!

Wer hat, Straßburg, dein Loß so gewollt!
Deutsche Stadt, in fremder Herren Sold!
Die dein Herz nicht wollen, nur dein Gold.
Straßburg, wunderschöne Stadt!

Balalaikachor sehnsüchtig singt,
Durch die Steppe ein Russenlied schwingt,
Deutsche Sprache in Saratow klingt,
Ein Jahrhundert deutscher Kampf.

Aus den böhmischen Ländern her,
Schimmert Eger, des Deutschtums Wehr,
Kämpft für Ruhm und für deutsche Ehr
Deutsche Burg im Böhmerland!

Seit der Hanfzeit hält Ritterwacht
Hoch im Norden der Rigaer Macht
Von dem Geiste der Deutschen entfacht!
Stolze, unbezwungene Kraft!

Als des Fleißes treuester Schild
Leuchtet Posen's Erinnerungsbild,
Deutsche Art uns entgegenquillt.
Ostens Grenzwall sei begrüßt!

Der Landesverband Hessen-Nassau des V. D. U. scheint innerhalb des großen Volksvereins und Auslanddeutschen vom Geiste eines gesunden Fortschrittes beseelt zu sein. Er leistet Pionierarbeit in der Suche nach neuen Arbeitsfeldern, um den V. D. U.-Geist weit und tief in das breite Volk des Mutterlandes hineinzutragen.

Kalender und Jahrbücher

(Vgl. Heft 1, Seite 24 und Heft 2, Seite 55.)

Deutscher Jugend-Almanach 1929. Herausgeber stud. iur. Clemens Markus. 1. Jahr. Verlag Deutscher Jugend-Almanach, Schäßburg (Siebenbürgen), Tischlergasse 12. Druck: Markusdruckerei Schäßburg.

Zum erstenmal erscheint hier, mit dem Leitspruch: „Der Sehnsucht unserer Gemeinschaft nach Gemeinschaft“, ein Büchlein, das eine gute Beachtung verdient und einen weiteren Ausbau für die kommenden Jahre, in denen es beabsichtigt, die übrigen Siedlungsgebiete zu Siebenbürgen und zueinander sprechen zu lassen und Anschluß zu suchen an das Deutschtum in aller Welt. — Hinter einem Kalendarium, das mit seinem „Merksblatt“ den Kreislauf des Jahres mit guten Worten großer Männer begleitet, folgt das, was der deutsche Student in Rumänien, nämlich der angehende, vom Schulwesen, seinen Spezialhochschulstudien und vom Militärdienste in seinem rumänischen Vaterlande wissen muß. Dann kommt ein Abschnitt: „Von der deutschen Gemeinschaft“, worin das Jahrbuch der Deutschen in Rumänien, herausgegeben vom deutschen Kulturamt in Hermannstadt, im Auszuge seinen Platz findet, und die weiteren Kapitelüberschriften: „Wir Jungen“, „Mens sana in corpore sano“, „Vergangenheit in der Gegenwart“,

„Gemeinschaft“, „Schicksal und Aufgabe“ u. a., sowie die Liste der Mitarbeiter, worunter sich Namen wie Dr. H. Brandsch, Dr. Richard Csaki, der Leiter des deutschen Kulturamts in Rumänien, Dr. O. Fölberth, der Roth-Biograph, Dr. E. Jekelius, Adolf Meschendorfer, Dr. Möckel, Dr. Seiwert, Dr. H. Zillich befinden, sprechen für sich. — Vivant sequentes anni!

Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereines. 41. Jahrgang 1928. Ladenpreis 40 Lei. Hermannstadt 1928, Selbstverlag des Siebenbürgischen Karpathenvereines. Buchdruck: Krafft & Drotleff U. G.

Auch in diesem Jahre erscheint das heuer 60 Seiten starke Heft mit wertvollen Beiträgen ausgestattet. Heinrich Höhr-Schäßburg erzählt „Was Schäßburg dem heimatsforschenden Touristen bietet“, Wilhelm von Hochmeister führt „Von Hermannstadt über das Paring-Gebirge ins Schieltal“ und Siegfried Wittig schildert seine „Erste Gamsjagd“. Dann folgen Vereinsberichte, Rechnungsabschlüsse und Berichte von 13 Ortsgruppen. Beigegeben ist dem Ganzen ein Kartenmaterial sowie Verzeichnisse von Bergtouren, der Vertrauensmänner und Bergführer nebst Tarifen der Ortsgruppen Bistritz, Broos, Bukarest, Fogarasch—Großschenk—Agnetheln, Hermannstadt, Kronstadt, Lupeny, Schäßburg, Schieltal. Diese Tabellen, die auch die neuesten Preise vom Jahre 1928 für Wagen, Taxen, Übernachten &c. bringen, machen das Buch für die Zusammenstellung einer Reise nach Siebenbürgen auch dem Mittel- und Westeuropäer brauchbar.

Deutscher Volkskalender für Bessarabien 1929. Herausgegeben von der „Deutschen Zeitung Bessarabiens“. Saratino. Druck und Verlag der Deutschen Zeitung Bessarabiens.

Dieser wiederum von Karl Liebram redigierte Kalender ist eine sehr erfreuliche Erscheinung. Besonders wertvoll macht ihn die Beibringung des deutsch-völkischen Siedlungsmaterials sowie von Material aus der Bildungsgeschichte des Landes. Diese Zusammenstellungen, die ein Verzeichnis der deutschen Dörfer Bessarabiens, geordnet nach Kirchspielen, vom Stande des 1. Juni 1928, mit Nennung des Geistlichen, des Gründungsjahres und der deutschen Lehrer und Küster sowie der Schülerzahl, ein Verzeichnis der deutschen Dörfer in der Dobrudscha, ebenso gliedert, ein alphabetisches Verzeichnis der deutschen Siedlungen Bessarabiens und der Dobrudscha enthält, mit Angabe der Gemeinde, der Poststation, des Kreises, des Dorfschulzen, der Landmenge, der Seelenzahl und der Bekanntheit der Nichtdeutschen, liefern wertvollstes statistisches Volksmaterial. Daneben werden die völkischen, wirtschaftlichen und geistlichen Führerstellen genannt, Gemeinde- und Vereinschroniken, Beiträge, wie: „Das deutsche Lied am Schwarzen Meere“ von Direktor U. Mauch, dem Leiter der Sarataer Werner-Zentralschule und anderes geboten, das dem sauber gedruckten Band zu dem macht, was er sich auf dem Umschlag nennt: einem Kalender des deutschen Volkes in Bessarabien.

Bücherschau

Oskar Franz Schardt: *Flammende Zeit. Erzählungen aus Siebenbürgen.* Franken-Verlag Sommer und Schorr, Feuchtwangen 1928. Druck von Sommer und Schorr, Feuchtwangen.

Ein deutscher Dichter draußen im Reich, Oskar Franz Schardt in Nürnberg, schrieb einen Kranz siebenbürgischer Novellen und gab seinem Buche den Namen: „Flammende Zeit!“ Im großen Kriege weilte er hier an der Karpathenfront als deutscher Soldat und empfing so tiefgehende Eindrücke, daß sich nach Jahr und Tag ein Novellenbuch daraus formte. Und nun liegt dieses Buch vor uns. Nicht nur jeder Deutsche Rumäniens, der unschwer die lokale Verankerung der einzelnen Dichtungen ergründen wird, auch jeder Angehörige eines jeden anderen Gebietes deutscher Siedlung und deutschen Stammes, wird aus diesen künstlerisch wundervoll gestalteten Novellen tiefsten Gewinn ziehen. Es ist ein Buch, das man lieben muß. Und wer das Land, das es verherrlicht, lieben lernen will, der bemühe sich um Oskar Franz Schardts Werk. Wie selten ein anderes vermag es in den Tönen eines schöpferischen Gestalters freudig Kunde zu geben von dem, was die Siebenbürger Sachsen seit den acht Jahrhunderten ihrer Auswanderung aus Deutschland in der Erhaltung ihres Deutschtums vermochten. Darüber hinaus, will sagen: über Ethnologisch-Südosteuropäisches hinaus, will das Buch künden vom Deutschtum in der Welt. Wundersein die nicht nur auch wiederum (wie ihre Vorgänger) poetisch zartest empfundene letzte der zwölf Erzählungen: „Der Hügel“, in der am Waldkarpatheneck der Muhamedaner Jacele Schlagindweit aus Sarajevo = Münsingen, der Schwabe Kaveriu Müller vom Schwarzen Meer, der Preuße Fritz Lehmann und der Alois Huber aus Bayern zusammentreffen und erkennen, daß sie eines Stammes und eines Volkes sind. — Möchte diese gute Erkenntnis das Werk des Oskar Franz Schardt recht vielen Menschen, die es zur Hand nehmen, bringen dürfen.

Heinrich Zillich: *Strömung und Erde. Gedichte.* 1929. Klingckschlag-Verlag. Druck der Markusdruckerei in Schäßburg.

Wenn man als persönlichen Beziehungen völlig Ferner rein literarhistorisch an diese Gedichtsammlung als ein Einziges und Ganzes herantritt, so wird vor anderem der Zwang zur Bildhaftigkeit in der Zillichschen Diktion deutlich. Dieser Mensch kann sehen und kann Gesehenes festhalten und muß Erschaut-Gestaltetes dichterisch einem Weltbilde einkomponieren, das aus Mittel- und Südosteuropa die Komponenten zu Eigenem eint.

„In Fingern die sich am Pfluge krümmten
schwanken die Gläser wie gelbe Korallen
ewig erhoben und niedergestoßen,
Schlägel, die hart auf die Trommel fallen . . .“

(Siebenbürgische Großbauern.)

„Ach fühlt ich doch der Wiesen Grün, den Duft aus nassen Farren
und übersteilt vom Felsenweiß der Berge blaues Harren . . .“
(Elegie.)

„Der Garten riecht von faulem Obste sauer . . .“
(Haus im Herbst.)

Übermächtig ist bei Zillich der Zwang zur Bildhaftigkeit und zur Konkretion.

„In dieser Hand hielt ich ihr Haupt geborgen
und dieser Arm war hart um sie geschlagen
und dieses Bett die Insel Ohnemorgen
wo wir mit gleicher Beute süß gestrandet lagen.“

(Befruchtung.)

Die metaphysische Einstellung ist diese:

„Wenn Fleisch zu Asch wird und die Wirbelsknochen
der Tod sich grinzend auf den Finger reißt
wird unsre Seele aus dem Leib gestochen
und heult vor Angst bis in die Ewigkeit.
Und niemand kränzt sie mit des Schlafes Krone
wo sie im Ruß der Zeiten brennt
bis sie ein Teufel sich und Gott zum Hohne
als ewiges Sternchen klebt ans Firmament“.

(Die Seele.)

Und was Zillich sieht und singt und — sucht, das führt, über den Weg der
Gestaltung, zur Schöpfung seines Weltbildes:

„Immer schon, ehe des Sommers gelbe Hand mich geführt
ein in das männliche Alter, ehe der Frühling mich griff —
triefend stand er vom Braun, grünlich überspült
und er sah mich nicht an, sah wie ein Wolkenschiff
mächtig vom Süden nahte und sich des Regens entschwang —
immer vergaß ich der Zeit und lebte dem Tage voraus:
Aber da schlug mir der Regen mitten entzwei den Klang.
Fremd war Heimat und Haus.“

Wohin schweife ich fort und woher komm' ich geflogen
daß ich immer hinweg und immer verspätet mich finde!
Bin ich der Träume Gesell und den Wundern gewogen,
laßt mich träumen und gehn, Rauch entsteigen im Winde:
Aber es wartet das Wort wenn mich der Tag befiehlt.

• Aber ich stürze hinein furchtsam zum Mute erwagt,
halte den Spiegel erhoben der euch widerspielt.
Deshalb werd ich gejagt.

Ach ich flöge so gerne und ließe euch alle zurück
wenn mich die Erde nicht bände. Zwischen dem Himmel und Grund
falle ich auf und nieder: Oben des Geistes Geschick,
unten der Menschen Echo, immer ein rufender Mund. —
Könnte ich einmal eratmen! Wenns doch zum Rufe nicht rief.
Störte nicht Lärmen der Menschen und ihr Antlitz voll List
lauschend dann sagt ich das Wort nach das Höhe verbindend und Tiefe
vor dem Rufen ist.“

(Ruf.)

... Der Kreis ist geschlossen. Bodenverwachsenheit und südöstlicher Heimatzwang
innig verschweift mit der ganzen Westlichkeit seiner Sünfte stellt sich hier als eine
kosmogonische Synthese dar. Und ein Dichter stellt sich gleichermaßen dar. Was
wollen demgegenüber im Ringen nach dem Freiwerden einige dort und da auf-
kommende Verworrenheiten bedeuten! Wir sind nicht Beckmesser genug, um uns am
Gelingen der Feststellung dieser Tatsächelchen erfreuen zu können. — Freuen möchten
wir uns darüber, daß Siebenbürgen hier einen Dichter sein eigen nennt, der ohne
Hinsehen auf den Geschmack und den Traditionstrott derer, die sein Werk vorfinden
und sich mit ihm auseinanderzusetzen haben, seinen guten Weg gerade geht. Zillich wird,
so ist die Hoffnung, denen, die ihn hören wollen und zu hören vermögen, noch viel
zu sagen haben. Jede wahre Kunst ist Bewegung nach vorwärts und aufwärts.

Junge Kunst, Verlag von Klinkhardt und Biermann, Leipzig und Berlin. Ungeheuer viel Suchendes, Quälendes, Ungelöstes schwingt in der Schriftenreihe „Junge Kunst“ mit, die in jedem Bändchen eine Reihe von Abbildungen je eines Künstlers mit begleitendem Text bringt. Raum irgendwo läßt sich eine so tiefe und vollständige Übersicht über junge deutsche Kunst gewinnen als in diesem Bändchen. Viel ursprüngliche Kraft offenbart sich selbst in Schöpfungen, dem der durchschnittliche Kunstfreund unmöglich gerecht werden kann.

Zu den gereiftesten, ausgeglichene Kräfte gehört Georg Mathéy, dem Band 54 gewidmet ist (erschienen 1929). Halb Grieche, halb Auslanddeutscher (Mathéy ist Hermannstädter) wurzelt er in einer eigenartigen Atmosphäre, die das Leichtbeschwingte, Farbige, Formal-Harmonische, zugleich aber auch das Schwermütige, oft in der Bewegung Getragene, Rätselhaft-Fragende versteht läßt. Mathéy ist heute einer der bedeutendsten Graphiker Deutschlands!

Die Ukraine unter Fremdherrschaft, herausgegeben von der Pressestelle ukrainischer Nationalisten. Verlag der Nahe Osten, Berlin 1928.

In fünf zusammenfassenden Artikeln ist hier die erste authentische Darstellung von der gegenwärtigen Lage der ukrainischen Nation in den Staaten Sowjet-Union, Polen, Tschechoslowakei, Rumänien von den berufenen Persönlichkeiten geboten. Wer sich also über das ukrainische Problem unterrichten will, greife zu diesem grundlegenden Werkchen.

Volksschriften des Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins. Unter Nr. 5: Erhalte dein Kind gesund! Eine Anleitung zu ärztlich einwandfreier Ernährung, Pflege und Erziehung des Kindes. Unter Nr. 6: Drei Abhandlungen über: Neue Gesetze, Rechtsverhältnisse der Gewerbelehrlinge, Die Agrarbewegung in Ungarn.

Der Ungarländische Deutsche Volksbildungsverein beweist mit seinen Veröffentlichungen einen sehr gesunden Sinn, sich den wirklichen Erfordernissen der deutschen Bevölkerung in Ungarn anzupassen. So erfüllen seine rechtsbelehrenden und gesundheitswissenschaftlich aufklärenden Schriften einen hervorragenden Zweck im Neuaufbau der Volkskultur.

Monatliches Verzeichnis der reichsdeutschen amtlichen Druckschriften, bearbeitet von der Deutschen Bücherei, herausgegeben vom Reichsministerium des Innern. Reichs- und Staatsverlag Berlin. Hier ist endlich eine ausreichende Übersicht des für die Behandlung zahlreicher volkswirtschaftlicher, sozialer, politischer Fragen wichtigen Schrifttums erzielt, das von Behörden des Reiches, der Länder und Großstädte herausgegeben wird.

Otto Schröder: Die Erwerbung der philosophischen Doktorwürde an den Universitäten Deutschlands. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1929. Zu den praktisch so überaus gut verwendbaren Studienberatern tritt in zweiter, neubearbeiteter Auflage auch dieses Werk, das allen Interessenten wegen seiner übersichtlichen Gliederung und erschöpfenden Darstellung des Materials wärmstens empfohlen werden kann.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslanddeutschen

Friedrich Wolters: Der Deutsche. Ein Lesewerk in 5 Teilen. Ferdinand Hirt, Breslau. Gr. 8°. 1. Teil: Das Bild der Antike bei den Deutschen. 1925, 223 S. — 2. Teil: Sicht in Vorzeit und Mittelalter. 1926, 159 S. — 3. Teil: Die Neuzeit im Deutschen Bereich. 1926, 390 S. — 4. Teil: Die Gestalt des Deutschen. 1926, 227 S. — 5. Teil: Erde, Gewächs und Weltall. 1927, 360 S.

Das vorliegende Lesewerk will ein erstes Wissen davon geben, wie der Deutsche die Bereiche der Natur und der Geschichte in seiner Prosa bildhaft gestaltet hat. Ausgehend von der Tatsache, daß seit dem Eintreten des deutschen Volkes in das Licht der Geschichte seine Bildung unlöslich mit dem griechischen und römischen Altertum verbunden ist, zeigt der erste Band, wie das antike Leben, vom deutschen Geist gesehen, sich darin spiegelt und bricht. Besonders wertvoll erscheint hier der letzte Abschnitt: „Die antike Welt und die Deutschen.“ Der zweite Teil wendet sich dem germanischen Heidentum zu und zeigt sodann dessen Überführung in das deutsche christliche Mittelalter mit seinen mannigfaltigen Lebensformen: eine farbenprächtige Welt, besonders dort, wo sie mit den Augen der Romantiker gesehen wird. Das Zerfallen der christlichen Bindungen und Einheitsformen des Mittelalters und das Vordringen neuer Freiheiten und vielfältiger Formen auf allen Lebensgebieten des deutschen Volkes schildert der dritte Band. Daran schließen sich dann auch noch deutsche Betrachtungen der Geschehnisse außerhalb Deutschlands in dieser Zeit an. Der vierte Teil des Werkes führt uns den deutschen Menschen vor, den Inbegriff der leidgewordenen und nach Leidwerdung drängenden Kräfte des deutschen Volkes, deren Formen wohl wechseln, aber deren Wesen doch immer dasselbe bleibt. Der letzte Band endlich enthält, was hervorragende deutsche Stilisten über Erde, Gewächs und Weltall in darstellender Form gesagt haben; der größte Teil dieser Lesestücke entstammt dem Jahrhundert Goethes. — Dem reichen Inhalt entspricht auch die gediegene Auswahl des Lehrstoffes. Wir finden unter den Verfassern der einzelnen Lesestücke, die fast durchgängig größeren Abhandlungen und Schilderungen entnommen sind, Namen der allgemein anerkannten besten deutschen Stilisten auf dem Gebiete wissenschaftlicher und dichterischer Prosa. Dazu ist dieser lesenswerte Inhalt auch buchtechnisch zugleich in die schönste Form gefaßt: die Ausstattung des Werkes ist geradezu muster-gültig, einfach und doch im höchsten Grade ansprechend. — Alles in allem: Es muß das man nur schwer und ungern aus der Hand legt, wenn man sich einmal daran verweist hat.

Werner Jansen: Die Kinder Israel. Mose-Roman. 302 Seiten. In Ganzleinen 6 50 Mk. Verlag Georg Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg.

Den internationalsten Stoff der Weltgeschichte — Auszug des Moses aus Ägypten — hat Jansen zu einer Glorifizierung des unsterblichen Volksführers verdichtet und aus frommer Sage, dürftiger Historie, trockener Wüstenei, Menschen erstehen lassen, die, ob sie auch drei Jahrtausende von uns entfernt sind, uns mit Uragewalt in den Kreis ihres mächtigen Lebens hineinziehen. — Dieser Roman, an Spannung reich wie kaum ein zweiter, weist aus der Ferne der Jahrtausende unserem Geschlecht und seinen verworrenen Trieben den Weg zur Klarheit und Wahrheit, nicht in Überredung, sondern in Gestaltung. Mit äußerster Knappheit ist die zur nebelhaften Phantastik herausfordernde Umwelt geschildert und so unmittelbar, als wandelten wir in ihr. Die Löwin am Totenbett des Ramses, der schweigende König vor der Büste des Schematon — und alles webt und lebt an seinem Ort. Jansen ist der Meister der sparsamsten Andeutung, in kulturhistorische Langeweile verliert er sich nicht eine Seite lang; es geht ihm um Dichtung, nicht um Geschichte.

Otto Alscher: „Tier und Mensch.“ Geschichten. Umschlag- und Einbandzeichnung von Prof. Dr. W. Siemann. Preis geheftet 3 Mk., in Leinen gebunden 5 Mk. Verlag von Albert Langen, München.

Wenn er wieder einmal krank an sich und krank an den Menschen ist, so sehnt sich der rechte Mann nach einem Stück Urwald, in das er untertauchen könnte mit Leib und Seele, um gesund zu werden, nicht nur im Beschauen und Vergessen, sondern auch im Sichwehren und Sichbehaupten gegen die Kräfte der Wildnis und ihrer Geschöpfe. Otto Alschers Geschichten von den Tieren und Menschen der rumänischen Berge führen uns in ein rechtes Mannsparadies. Aber er ist nicht nur der Jäger, er ist der leidenschaftliche Liebhaber des Urwaldes und seiner Tierheit und heute vielleicht ihr bester Kenner. Man lese nur, wie er in der Novelle „Die Alten“ den alten Bauern den alten Bären verschonen läßt, weil der Alte den Alten versteht und bemitleidet. — Einen tiefen, erneuernden Atemzug, ein Untertauchen in Urwaldrauschen gibt dieses Buch: Erlösung vom Menschen durch das Tier.

Walter von Molo: Ordnung im Chaos. Schauspiel in acht Bildern, Preis geheftet 2.50 Mk., in Leinen gebunden 4.50 Mk. Verlag von Albert Langen, München.

Noch einmal beschwört Walter von Molo den Schatten Friedrichs des Großen; und seitdem er den Friedericus schrieb, ist die Gestalt Friedrichs noch gewachsen in seiner Seele. Er gibt ihn uns ganz: in der phrasenlosen Männlichkeit, dem herben Eigenwillen seiner königlichen Seele, die nur ihrem Verantwortungsgefühl untertan ist, in dem Glanze seines Geistes, in der Tiefe seines Herzens, von den Stigmen des Menschentums schmerzhaft gezeichnet. — Das Stück spielt zu jener Zeit der Niederlagen, als Friedrich immer Gift bei sich trug. Umstellt wie ein Wild im Garn, wehrt er sich verzweifelt gegen die Gewißheit des Unterliegens, hält mit einer beinahe an Besessenheit grenzenden Seelenkraft sein „Dennoch“ am Rande des Abgrundes fest. Ein Schlag nach dem andern fällt: Friedrichs Herz ist zerstört, aber nicht sein Geist, der bleibt die Ordnung im Chaos. Da bringt der Tod der Zarin die Erlösung, rechtzeitig für sein Reich, zu spät für die Seele des Helden, die mit Menschenglück ein für allemal abgeschlossen hat. — Die Gestalten des Dramas leben alle. Das Zarteste, was Molo je geschaffen hat, ist die letzte Begegnung Friedrichs mit seiner Schwester.

Dr. Hugo Eckener: Die Amerikafahrt des „Graf Zeppelin“. Herausgegeben von Rolf Brandt mit 42 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen. Verlag Scherl, Berlin). Ganzleinen 3 Mk.

Das Buch über die Amerikafahrt des „Graf Zeppelin“ von Dr. Hugo Eckener ist ein historisches Dokument. Es bringt den authentischen Fahrtbericht über die Amerika-reise und gibt eine große Fülle von Einzelheiten, die bisher noch völlig unbekannt waren. Dr. Eckener schildert die Havarie seines Schiffes, die ungeheueren Stürme vor der amerikanischen Küste mit ruhiger Sachlichkeit, aber gerade diese Darstellungsweise überzeugt den Leser. Er erlebt mit gesteigerter Spannung die schicksalsschweren Stunden über dem Weltmeer und die Ankunft in Lakehurst. Auch bei der Rückfahrt in der Schilderung des Orkans über Neu-Fundland nimmt Dr. Eckener in seinem Bericht keinerlei Rücksicht auf Prestige Gründe, er schildert das „Abenteuer“ mit der Offenheit, die den Menschen Eckener auszeichnet. Man erkennt, wie ernst die Lage über Neu-Fundland gewesen ist und man bewundert doppelt die geniale Konstruktion des Luftschiffes, das einem Orkan von vierzig Metern standhielt ohne die geringste Beschädigung. Aber vierzig interessante Abbildungen nach photographischen Aufnahmen ergänzen die fesselnden Ausführungen Dr. Eckeners. — Dem authentischen Bericht Dr. Eckeners gesellt Rolf Brandt das Tagebuch eines Passagiers hinzu, in dem das Leben an Bord vom Standpunkte des Journalisten mit eindringlicher Lebendigkeit geschildert wird.

Welhagen & Rasings Taschenatlas für Eisenbahnreisende mit erläuterndem Text und einem Ortsverzeichnis herausgegeben von Dr. Ernst Ambrosius und Karl Tänzer. Zweite, verbesserte Auflage. Preis 7 Mk.

Ein Reisebegleiter, der alles kennt und schnell und gründlich Auskunft gibt über die Landschaft, ihren Charakter, ihre Merkwürdigkeiten, ihre wirtschaftliche und geschichtliche Bedeutung. 71 Karten, auch während der Fahrt bequem lesbar, mit Eisenbahnen und Kraftfahrlinien sowie mit praktischem Ortsverzeichnis in schmiegsamem Leinenband und in jeder Rocktasche unterzubringen. Man kann mit dem Büchlein auch ohne Eisenbahn Erdkunde treiben. Wer eine Reise vorbereitet, wer sich an einen anderen Ort melden will, wem eine Besetzung bevorsteht, wer Briefe aus Orten erhält, die er nicht kennt, kann sich mit Hilfe des Atlases unterrichten, zumal ein besonderes Ortsverzeichnis und die bekannte Nennungsschreibung mit Buchstaben und Ziffern das Finden ermöglicht. Bei Betrachtung des Preises wollen wir nicht vergessen, daß es sich um einen ausführlichen Atlas des Deutschen Reiches und seiner Grenzen in großem Maßstabe handelt, dessen Verwendungsmöglichkeit so vielseitig ist, daß man ihn zu Hause zum Freund, zur Bahnfahrt als Begleiter wählen sollte.

„Was nicht im Baedeker steht“. In dieser mit so viel Erfolg aufgenommenen Serie erschienen soeben nach den bisher vorliegenden Bänden: Wien, Berlin, München, zwei neue Bände und zwar: Budapest von Geza Herczeg und Köln, Düsseldorf und Bonn von H. von Wedderkop. Preis jedes Bandes, reich illustriert Flex. kartoniert 3.60 Mk., Ganzleinen 4.80 Mk.

Beide Bände sind reich illustriert und bringen wieder eine Fülle von Anekdoten und Geheimnissen der Städte und der Menschen, die in ihnen leben. Die ungewöhnlich anziehende Stadt des ungebrochenen Lebensgenusses und Behagens: Budapest und die drei Städte am Rhein sind ja gerade für ein solches Buch in gesteigertem Maße geeignet. Wedderkop, der bekannte Herausgeber des Querschnitt, konnte in seinem Buch einmal richtig seinem Temperament die Zügel schießen lassen, er war sicher der beste Mann, der für ein Buch über Köln gefunden werden konnte.

Inhalt

Selbstzeugnisse Lessings.

Naturmythos und Kulturgestaltung von P. Krannhals.

Christian Wernicke. Ein vergessener ostmärkischer Vorläufer Lessings von Willy Hans Bannert.

Der Baltensbaron von Dr. v. Behrens-Bromberg.

Geht es aufwärts mit der deutschen Schule in Ungarn? Statistische Betrachtungen von Michel Schaffer.

Rundschau: Der internationale Versöhnungs-Bund. — „Vogel Rock.“ — Kalender und Jahrbücher.

Bücherschau.

Empfehlenswerte Bücher für den Auslandsdeutschen.

*

Herausgeber: Dr. Richard Esaki-Hermannstadt.

Ostland-Verlag, Hermannstadt.